Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und ...

Karl Seifart



Sagen,

Märchen, Schwänke und Gebräuche

aus

Stadt und Stift Hildesheim.

Gesammelt und mit Anmerkungen versehen

von

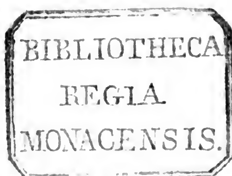
Karl Seifart.

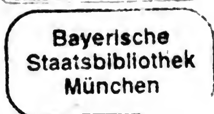
1.

Göttingen.

Georg H. Wigand.

1854.





Herrn

Professor Dr. Wilh. Müller

in Göttingen

für Lehre und Anregung

dankbar

gewidmet.

Vorwort.

Seitdem die Gebrüder Grimm Sagen und Altweibermärlein zu einem so schönen Kranze wanden und zum Gegenstand gelehrter Forschung machten, hat unsere Literatur einen weitverzweigten Ast angesetzt, dessen kühler Schatten und flüsternde Blätter auch den Gebildeten freundlich einladen, zu einem behaglichen und sinnigen Sichversenken in die, vor dem mächtig andrängenden Durchbruch einer neuen Culturentwicklung rascher und rascher dahinschwindenden, naturwüchsigen Vorstellungen und alterthümlich poetischen Anschauungen seines Volkes. Es war gewiß hohe Zeit, jenes uralte Dichten und Denken, welches von Mund zu Mund ging, auf die bleiernen Füße der Lettern zu stellen, denn von Jahr zu Jahr entfremdet sich Sinn und Mund des Volkes mehr und mehr den ursprünglichen Anschauungen, welche ihm aus einem trautern, innigern Zusammenleben mit Wald und Feld, mit Wiese und Quell erwachsen waren; ohne die lebhafte Anregung der Gebrüder Grimm wäre uns viel-

leicht ein eben so schöner als lehrreicher Quell für Erkenntniß vaterländischer Mythologie und Sittenkunde versiegt. Schon im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert floß dieser Quell trübe genug, man hatte eau de Cologne hineingegossen, Pomade und Puderstaub hineingeworfen, so daß die Nixen und Schwanenjungfrauen im Reifrock und mit gepudertem Haar zierlich vor uns hintreten, die „allegorischen", redenden Thiere Gellertsche Moral predigen und die Zwerge und Elbe Menuet tanzen. Doch schon bei Musäus erscheint die Volkssage, trotz manches noch anhängenden Flitterstaats und satyrisch-humoristischen Beiwerks, wieder freier von unpassendem Schmuck, und der Beifall, welchen die „Volksmärchen" in jener Zeit der überreizten Empfindsamkeit fanden, giebt den Beweis, daß die deutschen Herzen noch immer eine Urverwandtschaft fühlten mit dem Geistesleben der Altvordern, aus deren Sagen sie eine so gesunde, kräuterdurchwürzte Bergluft anwehete. — In unserm Jahrhundert war es besonders das durch die französische Herrschaft in den Harnisch gebrachte Nationalgefühl, welches die Traditionen und Poesien aus der Zeit der politischen, weltgebietenden Macht Deutschlands emsig hervorsuchte, um den erwachten Patriotismus dadurch zu nähren und zu entflammen. In Folge davon machte sich die sogenannte romantische Richtung in Literatur und Politik geltend und man kann dieser Richtung, was man auch sonst mit Recht ihr vorwerfe, das Verdienst nicht schmälern, reiches Material

zu einer richtigern Erkenntniß mittelalterlicher Archäologie und Sittenkunde angehäuft zu haben.

Die Romantiker selbst haben freilich von diesem Material nicht den rechten Gebrauch zu machen gewußt, vor jedem Spitzbogen, vor jedem bunt ausgemalten Missale standen sie in enthusiastischer Bewunderung still, sahen eine Menge schöner Einzelnheiten, aber waren zu zerstreut und befangen, um ein richtiges Gesammtbild von einer Zeit aufzufassen, welche sie sich poetisch harmloser einbildeten, als sie in der That gewesen war. Statt zu einer gesunden Ansicht über die eigentliche Beschaffenheit der Entwicklungsperiode zu kommen, welche wir das Mittelalter nennen, haben sie mit einer fanatischen Antipathie gegen alles Moderne, Barbarei und Aberglauben zu verherrlichen sich bemüht, und fehlt es in den Schichten der naivern Vertreter dieser Richtung nicht an „blöden Männern", welche es allen Ernstes beklagen, daß der Aberglaube nicht mehr die frühere Lebendigkeit im Volke hat und „der die Welt mit krankhafter Hast durchwatende Nützlichkeitsdämon mit plumper Faust eine Sage nach der andern aus dem Gedächtniß eines entarteten Volkes verwischt." — Als ob eine Nation nur dazu da wäre, um sich ewig auf jener kindlichen Entwicklungsstufe zu halten, welche allein das Dichten und Glauben der Mythen und Sagen ermöglicht! — Ein Volk, welches sich einer Naturwissenschaft und eines geordneten Rechtszustandes erfreut, wie die heutigen europäischen Culturvölker, hat eben den Gewinn seines wissenschaftlichen

Denkens und seiner menschlich angemessenern Existenz gegen den Verlust seines unmittelbaren, ungebildeten Anschauens und Ahnens eingetauscht; ein Naturforscher kann keine Mythen machen und ein Dichter, dem Schwert und Speer nicht liebe und gewohnte Heergesellen sind, mit welchen er, wie der „videlaere“, aus flinsherten helmen den heizen bach zu holen gewohnt ist, wird, und wenn es ein Göthe wäre, kein Epos dichten, welches sich der Nibelungennoth an die Seite setzen ließe. Vortreffliche, für ihre Zeit wahre Gedanken und Gefühle drücken sich in den Mythen und Urdichtungen aus, wir können uns an ihnen erfreuen und erquicken, aber eine Zeit zurückwünschen, in welcher der Aberglaube seine blutigen Opfer forderte und Schwert und Speer in der Hand des Stärkern bis ins einfachste Privatleben die Schicksale lenkten, das kann nur ein Träumer, dessen Augen sich vor dem Lichte einer, der Bestimmung der Menschheit entsprechendern, humanern Gegenwart blöde verschließen. Der mordende Hagen, die rächende Chrimhilde sind sublime, poetische Gestalten, dennoch entsprangen sie der Stufe eines Volksbewußtseins, welcher entwachsen zu sein wir uns nicht schämen dürfen.

Auch unsere Sagen und Märchen weisen nicht immer auf den Ursprung aus einem sanften und harmlosen Ideenkreise zurück, oft erwuchsen sie aus den finstern und grauenvollen Anschauungen eines mörderischen Aberglaubens, und es ist ein herrliches Zeugniß für die Entwicklungsfähigkeit des Menschengeschlechts

zum Bessern, daß nicht mehr geglaubt wird, was uns die Sagen von Hexen und Dämonen berichten. Ein wüster, romantischer Dilettantismus hat auch in unserm Sagen- und Märchenschatz herumgewühlt, Kupferstücke oft für Gold angepriesen und über jeden entdeckten Rost und Grünspanfleck eine kindische Freude gezeigt. Doch auch das ist nicht nutzlos gewesen, es sind durch dieses gedankenlose Spiel oft gerade die finstersten Schachte der Vergangenheit aufgedeckt, und es ist die Ironie des Geistes der Geschichte, daß er die Romantiker selbst jene Waffen emsig aus dem Schutt hervorsuchen ließ, welche am geeignetsten sind, ihre haltlose Richtung zu bekämpfen und dem gesunden Verstande und nüchternen, wissenschaftlichen Blicke, einer krankhaften Phantasie und fanatischen Leidenschaftlichkeit gegenüber, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Rücksichtlich der Behandlüng der Volkssage ist die romantische Ueberschwänglichkeit und maßlose Phantasie häufig wieder unwillkürlich in den Fehler der gehaßten Aufklärer des vorigen Jahrhunderts zurückgefallen, sie hat aus Sagen Romane und Novellen gemacht und damit die ursprüngliche Reinheit verschnörkelt und getrübt, bis auch hier die Grimmsche Sammlung ein veto einlegte und den einzig angemessenen Ton vorzeichnete, in welchem die Traditionen des Volksmundes in der Schriftsprache wiederzugeben sind. — Eine Menge geschickter Sagensammler hat dann in Folge dieser Grimmschen Anregung und Vorzeichnung deutsche Sagen gesammelt und es ist kaum ein Gau im deutschen

Lande, welcher nicht sein Contingent von Nixen, Zwergen, Riesen, Hexen und Gespenstern gestellt hätte.

Auch das ehemalige Fürstenthum Hildesheim, welchem die folgenden Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche angehören, ist schon in der Grimmschen Sammlung berücksichtigt, die Sage von der Gründung der Stadt, vom Rosenstrauch und die Streiche unseres Hödeken sind weltbekannt geworden, aber man ahnt in weiteren Kreisen wohl nicht, welch ein reger Sinn für das Sagenhafte in der alten Bischofsstadt und ihrer Umgebung überhaupt vorherrschte, bis auch hier die Neuzeit eine Ueberlieferung nach der andern verwischte. So dachte ich dann meinerseits noch zu retten, was ich retten konnte und es entstand der hier niedergelegte, lose zusammengebundene Strauß Hildesheimischer Feld- und Waldblumen; wilde Rosen vom Hagen, der blühende Dörfer umschließt, und auch Nachtschattenblüthe aus „Großmutters Krautgärtlein“ fehlen nicht darin.

Auf Vollständigkeit macht dieses Heft keinen Anspruch, andere mir bekannte Hildesheimische Sagen habe ich bereits in die vom Professor Müller und Rector Schambach veranstaltete Sammlung gegeben und es ist gewiß noch manches Werthvolle aufzufinden; so viel ist mir aber klar geworden, daß der Sagenkreis im Stift Hildesheim seine charakteristischen Grenzen hat, von Nixen, welche in Thüringen und Sachsen alle Flüsse und Bäche beleben, habe ich (wenn man nicht Nr. 10, welche wohl auf Schwan-

jungfrauen zu deuten ist, dahin rechnen will) kaum eine Spur vorgefunden, ebenso ist Frau Holle hier ein ganz unbekanntes Wesen, dagegen finden oder fanden sich Hexensagen in reichster Mannichfaltigkeit und besonders Nr. 43 giebt den Beweis, mit welch drastischer Lebendigkeit sich die dortige Phantasie auf dieser Nachtseite unserer Volkssage bewegte. — Wo in der folgenden Sammlung nicht die gedruckte oder handschriftliche Quelle angegeben ist, sind die Mittheilungen als mündliche Ueberlieferungen anzusehen, welche ich mich bemüht habe in der eigenthümlichen Lebhaftigkeit wiederzugeben, wie sie in der Regel erzählt wurden, dabei war es nicht zu vermeiden manche Provinzialismen und im dortigen Volke charakteristischen Redeweisen bestehen zu lassen, ein ganz treues Referat müßte freilich ein plattdeutsches gewesen sein, dadurch wäre aber die Sammlung einem größern Leserkreise weniger zugänglich gewesen; nur die vorkommenden Verse, Zaubersprüche u. dgl. sind unübersetzt geblieben. Den Begriff Gebräuche habe ich etwas weiter ausgedehnt, als man sonst in dergleichen Sammlungen zu thun pflegt; das aus den Brandischen Annalen Angeführte und Anderes gehört eigentlich in das Gebiet der Sittenkunde, wird aber, wie ich hoffe, Manchem auch eine angenehme Zugabe sein.

Sie liegen nun schon viele Jahre unter dem grünen Rasen, die guten „Alterschen", welche von den „Töverschen" noch so lebhaft zu erzählen wußten, als ob sie eben von der Execution einer „Dakhere" zurück-

kämen. Es macht mir eine besondere Freude, diese Poesien der Spitäler, denen der Knabe in der großen, allgemeinen Spinnstube oder im schattigen Krautgarten mit gespanntestem Ohr horchte, vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren. Deine Manen, alte fromme Sanderin, werden mir nicht zürnen, daß ich auf den lauten Markt bringe, was du mir mit einem favete linguis in scheuem Flüstern von den lieben Heiligen, von Johannes Meier und dem klugen Bruns erzähltest.

Denen, die in unserer guten neuen Zeit noch frisch und fröhlich leben, sage ich für ihre Beiträge meinen besten Dank, und fühle ich mich besonders dem Herrn Obergerichtssecretair Menge in Hildesheim für seine gefällige und umfassende Mittheilung dankbar verpflichtet. Andere, mir leider zu spät zugekommene, besonders Gebräuche betreffende Beiträge konnte ich für dieses Heft nicht benutzen, denke dieselben aber in einem zweiten Bändchen zu geben, welches vorzugsweise veralteten Sitten und Gebräuchen gewidmet sein soll.

Göttingen, den 28. Mai 1854.

Karl Seifart, Dr.

Inhalt.

Sagen. Seite.

1. Gründung Hildesheim's ... 3
2. Der wilde Jäger im Wool ... 5
3. Die glühende Kutsche ... 6
4. Der Huckauf ... —
5. Huckauf im Itzumer Holze ... 8
6. Fliegenschnäpper darf man nicht stören ... —
7. Währwolf ... 10
8. Der gespenstische Iltis ... 11
9. Raben warnen ... 12
10. Gespenstische Gänse ... —
11. Die schreiende Schlange ... 13
12. Schlange mit goldener Krone ... 14
13. Der spukende Schimmel ... 15
14. Rettung durch Todte ... 16
15. St. Vitus ... 17
16. Maria als Wegweiserin ... 18
17. Verzückung ... 20
18. Wunder zu Ottbergen ... 21
19. Werfen von unsichtbarer Hand ... 22
20. Entstehung des Bernwardskreuzes ... —
21. Die Prinzessin ... 25
22. Hans hat Hunger ... 28
23. Hans mit Hütchen in Hildesheim ... 30
24. Zwerge und Verwandelungen ... —
25. Zwerge in Schafe verwandelt ... 36
26. Schaperjohann in der Kerbe ... —
27. Wicht in Garbolzum ... 38
28. Poltergeist ins Haus gezaubert ... —
29. Sonntagskinder sehen Geister ... 39
30. Geist schreckt durch seinen schweren Gang ... —
31. „Dat is de Garenmate" ... 40
32. Gespenst wird abgebunden ... 41
33. Das geopferte Huhn ... 42

Seite.
34. Schatz auf dem Krählah 44
35. Gespenst belohnt einen „Söltjer" 45
36. Hexen als Katzen 46
37. Frösche hervorgezaubert 47
38. „Dillen un Duft dat hew' ek nich ewußt!" 48
39. Straußfeder 49
40. Greitchen-Kuhle............................. 50
41. Gott verschworen, auf ewig verloren .... —
42. Buttermachen gehindert 51
43. Derwit derweit u. s. w. 52
44. Die Wünstedtsche 56
45. Historische Fakta mit sagenhaften Zügen.
1) Entstehung des goldenen Domthurms 66
2) Plettner wake up u. s. w. 68
3) Der Glockenstein bei Einum 69
4) Sagen vom Dorfe Eberholzen und Umgegend ... 70

Märchen.
1. Der Mullkönig 77
2. Der kluge Schäfer 83

Schwänke.
1. Ein Fastnachtsspiel 95
2. Ein lächerlicher Ausspruch des Bürgermeisters zu Hildesheim 110
3. Von der Eulen zu Pein 112
4. Der Habakuk 115
5. „Et is en Slump wenn de Soldate innen Himmel kummt" 118
6. Der Lateiner 119

Gebräuche.
1. Das Steinigen des Jupiter auf dem kleinen Domhofe 123
2. Der Mairitt.................................. 127
3. Alte Einladung zum Freischießen................. 135
4. Akenfahrt und Schildbaum...................... 136
5. Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnißfeierlichkeiten ꝛc. 137
6. Gebräuchliche Geschenke und Festessen bei der Bürgergermeisterwahl.............................. 144
7. Ländliche Hochzeitsgebräuche.................... 145
8. Der Geduldhahn 168

Anmerkungen 171

In demselbtn Verlage erschien:

General Spork

von

Franz Löher.

$18^1/_2$ Bogen 12. Eleg. brosch. $1^2/_3$ Thlr. Gebd. 2 Thlr.

Dieses epische Gedicht hat Aufsehen erregt. Die Presse hat es einstimmig höchst günstig besprochen, und es als eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Zeit bezeichnet.

Auszüge aus einigen Recensionen:

Augsb. Allg. Ztg. Wir begrüßen diese Erscheinung als einen frischen und originalen Griff in das Leben des Volks und in die Geschichte deutscher Nation mit Freude, da wir anfangen, unter dem Gezwitscher „was ich den Vöglein abgelauscht“ u. s. w. in unserer Poesie gar zu sentimental zu werden. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die wirkliche Geschichte mehr poetische Kraft habe als die künstlich erdachte. Der Erfolg, den Göthe's Götz gehabt, spricht für die Richtigkeit dieser Anschauung. Aus Westphalen, dem classischen Lande der Sage und des Volksaberglaubens, greift der Verfasser, der bekannte Reisende und Schriftsteller über Nordamerika, die Geschichte eines Mannes seiner Heimath heraus, der als Reiterbube in das kaiserliche Heer eintrat, sich zu einem der geschicktesten Reitergenerale in der Schule Johann v. Werths aufschwang, Gründer eines noch jetzt blühenden österreichischen Grafengeschlechts wurde, und im Delbrücker Land heute noch im Volksmund fortlebt. Dort steht heute noch das alte Gehöfte „der Sporkhof“ unter uralten Eichen, deren Stämme von Epheu umzogen sind.

Der Verfasser entrollt, hinter einzelnen sehr gelungenen idyllischen Scenen westphälischen Stilllebens, in der ersten Hälfte

von Sporks Leben die schrecklichen und düstern Bilder des dreißigjährigen Kriegs; in der zweiten Hälfte treten uns die Türkenkämpfe in lebendiger Schilderung entgegen.

Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. Der Stoff dieses epischen Gedichts ist so glücklich gewählt, ich möchte fast sagen, entdeckt, daß er den Leser gewaltig packt. Nicht ganz unähnlich, wie das griechische Volk seine großen mythischen Helden dem Dichter entgegenbrachte und ihn dadurch befähigte, sie mit solchem individuellen Leben darzustellen, so hat auch hier die liebende und verehrende Hand der Volksdichtung dem individuellen Dichter vorgearbeitet und dadurch dem Bilde eine solche Fülle, Rundung und Lebenswärme gesichert, daß es sich unvertilgbar dem Gedächtniß des deutschen Volks einprägen wird. Die Behandlung selbst zeichnet sich durch eine Einfachheit aus, die ein durch sich selbst minder mächtiger Stoff vielleicht nicht ertragen würde. Hier aber möchte ein vollerer Ton schwerlich an seiner Stelle gewesen sein. In fünf Büchern von 5, 6 oder 7 Kapiteln wird das Leben des Helden in seinen am meisten charakteristischen und markigsten Thaten und Zügen an uns vorübergeleitet. So weit ein deutscher Held an einen spanischen, deutsche Auffassung und Dichtung an spanische erinnern kann, wird uns nicht selten ein Vergleich mit dem Cid entgegengedrängt, welchen in den meisten Beziehungen weder der deutsche Held noch der deutsche Dichter zu scheuen braucht.

Köln. Ztg. Die Verse, in welchen Löher die Abenteuer seines Helden schildert, sind in der freien kunstlosen Manier des Volksliedes gehalten, doch ist die meistens kernige und zum Gegenstande passende Sprache ohne alterthümliche Affectirtheit. Löhers „General Spork" ist auch in poetischer Beziehung ein Fortschritt zur Anbahnung des modernen deutschen Volksepos, zu dessen Verwirklichung in den letzten Jahren so viele und so wenige gelungene Versuche gemacht wurden.

Deutsches Kunstblatt. Inmitten des Schwalles alberner, anmaßlicher, tendenzschwangerer und nervöser Poesien, womit heutzutage der deutsche Boden überfluthet und der deutsche Ge-

schmack verdorben wird, kann ein Buch, wie das vorliegende nur in vortheilhaftem Lichte erscheinen und als frischgrüne Oase willkommen sein. Dahin rechnen wir, abgesehen von dem Muthe ein solches Unternehmen auszuführen, die Naivetät und Gesundheit der Ausführung selbst und die nur einem tieferen Gemüthe eigene Heimathspietät und Vaterlandsliebe.

Illustrirtes Familienbuch. Wenn der Verfasser dieses schönen Gedichtes am Schlusse den frommen und begeisterten Wunsch ausspricht: „Noch viele Männer deinesgleichen, die gebe Gott dem deutschen Land", so rufen wir mit warmer, tieferregter Empfindung: „Noch viele Dichter seinesgleichen, gebe Gott den deutschen Helden." Wenn wir dieses Gedicht lieber ein biographisches als episches nennen möchten, glauben wir der Kritik, daß sich der Stoff für ein Epos nicht eigne, Rechnung getragen zu haben, aber es fließt gewaltig und lebendig aus einem tiefen, milden und doch feurigen Gemüth. Deutsch ist der markige, mitunter rauhe kriegerische Ton, deutsch der gesunde, oft derbe Humor, deutsch die weichen, sanften und doch kräftigen Herzensgefühle, deutsch die frischen, warmen Naturschilderungen, denen wir in diesem Werke begegnen. Die treffliche, mit so vielem Beifall vom Publikum aufgenommene Biographie des General Spork im Familienbuche ist eigentlich nur ein prosaischer Auszug aus diesem Gedichte und bezeugt das gleiche Talent des Verfassers für beide Arteu der Behandlung. Die Diction des Gedichtes ist dem Gegenstande ganz angemessen, sie braust oft dahin, wie die wilde Reiterschaar des Führers, über Stock und Stein, und eben dieser stellenweise Mangel an Glätte und Rundung erhöht die kräftige Lebendigkeit der Darstellung. Wir können dem vielseitig begabten Dichter nur ein herzliches Glückzu auf dieser echt nationalen Bahn zurufen.

Deutsche Reichsztg. Was das Gedicht zunächst auszeichnet, ist die treue historische Färbung, und der volksthümliche vaterländische Geist, der es durchweht. Neben aller Ehrfurcht vor dem Gegebenen tritt soviel eigene Anschauung zu lebendigem Bilde verarbeitet, im „General Spork" hervor, daß wir es unter den Ansätzen zu einem Geschichtsepos zu den glücklichsten zählen

müssen, auch wenn wir besonders die poetische Arbeit ins Auge fassen.

Ztg. für Norddeutschland. Der große und sichere Blick, mit welchem der Dichter die Zeit des 30jährigen Krieges auffaßt und poetisch behandelt, läßt uns zwar bedauern, daß auf deren Grunde sich nur ein General Spork wiederspiegelt. Freilich steht Spork, wie er ist, dem Volke näher als vielleicht manche höher hervorragende Persönlichkeit jener Zeit, und deshalb dürfte auch die vorliegende Dichtung tief in das Volk eindringen und ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes werden. Das wünschen wir um so mehr, als der klare, gesunde Geist, die reine Vaterlandsliebe, die echt deutsche Gesinnung, welche die Dichtung tragen, das Volk nur in einer Weise anregen können, die uns Noth thut. Dazu kommt, daß wir hier einmal eine Dichtung haben, in welcher der Thatkraft ihr Recht wird. Deshalb begrüßen wir sie gern als das gute Zeichen eines neu auflebenden kräftigeren Volksgeistes.

Hart. Königsberger Ztg. Der Verfasser malt mit historischer Treue und innerer Wahrheit. Sein Gemälde erscheint als ein plastisches in sich abgerundetes Ganzes. Wir verfolgen den Helden in Krieg und Frieden, in Feld und Haus. Es fehlt nicht an charakteristischen Anekdoten, die die Sage von diesem Blücher des siebenzehnten Jahrhunderts aufbewahrt. Sie sind mit geschickter Hand und zwanglos überall eingestreut. Wir scheiden ungern von dem alten Degen, der durch die Lektüre uns lieb geworden.

Bremer Sonntagsblatt. Wir können unsern Lesern dieses Gedicht als ein kerniges, prächtiges Buch empfehlen. Einfach und schlicht, ohne den Pomp wohlfeiler Phrasen, ist die Geschichte des großen Reitergenerals erzählt, im Volkston, den aber der Dichter verständig und ohne Affectation handhabt.

Das Buch empfiehlt sich am Besten durch sich selbst und wird auf alle Freunde ungeschminkter Poesie einen angenehmen Eindruck machen.

Eine ausführliche Recension im Wiener Lloyd schließt: Wenn es uns gelungen ist, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dies hervorragende, aus wahrhaft deutschem Sinne hervorgegangene Werk hinzulenken, haben wir die Aufgabe, die wir uns stellten, erfüllt. Gewiß werden sie das Buch nicht aus der Hand legen, ohne darin die Rechtfertigung unseres Urtheils „Löhers poetischen Beruf darzuthun“ zu finden.

Für das Werkchen spricht der Umstand, daß bereits die zweite Auflage davon erschien. Eine Schrift, die wie diese die Zukunft einer ganzen Generation leiblich kräftigen will, die mit dem Grundsatze mens sana in corpore sano im Zusammenhang auch die geistige Kräftigung erzielt, ist gewiß aller Beachtung werth, und wenn noch hinzukommt, daß eine sehr populäre Darstellung der Faßlichkeit des Stoffes einen wesentlichen Vorschub leistet, so hat der Verfasser doppeltes Verdienst für seine ausgezeichnete Arbeit anzusprechen. Fränk. Courier.

Das Schriftchen enthält vortreffliche Schilderungen und Winke ganz aus dem Leben gegriffen und für das Leben berechnet. Dasselbe kann allen Müttern und Hausvätern auf das dringlichste empfohlen werden, die durch vernünftige Lebenseinrichtung ihr häusliches Glück fördern wollen.
Froriep's ärztlicher Hausfreund.

Keine Schulmeisterei, kein Wust von zweideutigen Recepten, aber ein Feldzug gegen Affenliebe, die mehr schadet als nützt, gegen die Afterweisheit der Hebammen, Fraubasenweisheit, ein Feldzug im Interesse der Humanität und einer naturgemäßen Entwicklung. Dorfzeitung.

Die großen Fehler, welche noch häufig bei der Behandlung der Kinder in den ersten Lebenstage gemacht werden und welche nicht selten die schwersten Nachtheile für das ganze Leben nach sich ziehen, werden in klarer, würdiger Sprache nachgewiesen und den Eltern mit edler Gemüthswärme die weisen und einfachen Naturgesetze zur Beobachtung ans Herz gelegt.
Weimarische Zeitung.

Sagen.

1. Gründung Hildesheims.

Wo jetzt Hildesheim steht, war früher Alles „Wool". Vor dem Dammthor und bei St. Michaelis ist noch Holzung gewesen, als die Stadt schon erbaut war; darum heißt die Straße bei St. Michaelis noch heute „der Wool". Die Erbauung der Stadt hat nun vor mehr als tausend Jahren ein frommer Kaiser befohlen. Diesem Kaiser gehörte das ganze deutsche Land; die schönsten Städte und Dörfer standen ihm offen, aber er war an keinem Orte lieber, als in unserer Gegend, denn er war ein Freund vom Jagen, und wo hätte er mehr und besser Wild finden können, als in dem damals unermeßlich großen „Woole". Eines Tages war der Kaiser wieder mit seinem Jagdgefolge zu Holze gefahren und verfolgte hitzig einen weißen Hirsch. Der Kaiser hatte das schnellste Pferd und die schnellsten Hunde, aber noch flinker war der Hirsch, der lief über Berg und Thal, sprang in die Innerste und schwamm durch. Der Kaiser, immer hinterdrein, sprang auch ins Wasser, verlor aber dabei sein Pferd und seine Hunde; der Hirsch entkam und der Kaiser schleppte sich müde und matt noch eine Strecke weiter unter einen hohen Baum, um auszuruhen.

Da lag nun der verirrte hohe Herr „mutterseelenallein“ in der Wildniß, er stieß in sein Jagdhorn, um das Gefolge herbeizurufen, aber alles Blasen und Rufen war vergebens; er erhielt keine Antwort, denn sein schnelles Pferd hatte ihn meilenweit von den Begleitern fortgetragen. Da wurde es dem Kaiser doch recht bang ums Herz; er nahm von seinem Busen ein goldenes Kreuz mit Heiligthum von der Mutter Gottes, hing es vor sich an einen wilden Rosenstrauch und betete davor inbrünstig, daß ihn die Mutter aller Gnaden doch nicht hier in der Wildniß verkommen lassen, sondern am Leben erhalten und wieder zu Menschen führen möchte. — Gleich darauf fiel der Kaiser in einen tiefen Schlaf und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während ringsumher Alles in grüner Sommerpracht stand; auch das Heiligthum, welches er in den Rosenbusch gehenkt hatte, war darin festgefroren und dennoch blühten am Busch die Rosen weit schöner und voller, als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott hier ein Wunder gethan habe und gelobte, auf der Stelle, wo der „heilige Schnee“ gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Vorsatz nach, als Hundegebell und Waldhörner durch den Wald erklangen; sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und frohgemuth wieder zu finden. Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stätte sofort eine Kapelle zu bauen; der wilde Rosenstock aber, der das Heiligthum so festge-

halten hatte, sollte nicht ausgereutet werden. So geschah es, es entstand als das erste Gebäude von Hildesheim die kleine Kapelle am Dom, die noch heute steht. Auch der Rosenstock grünt und blüht noch heute an der uralten Mauer, und ist seines Gleichen an Größe und Wunderpracht nicht weiter in der Welt zu finden.

2. Der wilde Jäger im „Wool".

Vier Mal im Jahre jagt der wilde Jäger im „Woole". Die Leute sind so daran gewöhnt, daß sie sich gar nicht mehr fürchten. Auch kann Einem der wilde Jäger nichts thun, wenn man an Gott denkt und ruhig seine Arbeit verrichtet, nur muß man nicht hinter sich und nicht über sich sehen. Es geht Einem übern Kopf weg wie ein Sturmwind vor dem Gewitter und dann ist wieder Alles todtenstill.

Ein Junge aus Pettse, der noch spät im Holze Laub sammelte, war gar zu neugierig; er hatte gehört, daß man sich dreist nach dem wilden Jäger umblicken könne, wenn man durch einen Erbschlüssel sehe. So hatte sich denn der Junge heimlich einen Erbschlüssel mitgenommen, und als es über ihm losging: Giff, gaff! Hoho, hoho! da machte er das eine Auge zu und sah mit dem andern durch den Erbschlüssel in die Luft. — Was der Junge aber da gesehen, hat er sein Lebtag nicht verrathen können, denn er war von Stund an stumm und keine zehn Pferde hätten ihn wieder ins Holz gebracht. Auch wurde er auf einem Auge blind und fiel der Gemeinde zur Last.

3. Die glühende Kutsche.

Vier Mal im Jahre fährt der wilde Jäger in einer glühenden Kutsche, Nachts Schlag zwölf Uhr, durch das Goschenthor auf den Neustädter Markt, wo er verschwindet. Die Pferde vor der Kutsche speien Feuer und Flammen und auch der Kutscher auf dem Bocke ist ein ganz glühender Mann, der links und rechts mit der Peitsche, aus welcher die Funken fliegen, um sich schlägt. Neugierigen, welche aus den Fenstern sehen, schlägt er die Augen aus.

4. Der Huckauf.

Man hat wohl recht, wenn man sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund." Aber am hell-lichten Mittag ists auch nicht sauber, wenn man so ganz allein im Holze ist, und ringsumher ist Alles todtenstill. — Da ist es einem noch nicht lange verstorbenen Mann übel ergangen. Der suchte Heidelbeeren im Ziegenberge, und legte sich gegen Mittag, als Alle, die mit ihm ausgezogen, schon nach Söhre wieder herunter gegangen waren, unter einen großen Baum zum Schlafen nieder. Wie er eben die Augen zudrücken will, ruft es hinter ihm: Hoho, hoho! Erschrocken springt der Mann auf, sieht sich nach allen Seiten um und erblickt außer den summenden Bienen und Käfern ringsumher kein lebendiges Wesen. Nur oben in der höchsten Spitze des Baumes saß ein Rabe, der war wohl so groß wie eine Gans, und starrte mit so grimmigen Augen auf den Mann, daß diesem ganz

ängstlich ums Herz wurde. Ei, du Teufelsvieh, schimpfte der Mann, du sollst mich doch nicht länger im Schlafe stören, hob einen Stein auf und warf ihn nach dem häßlichen Vogel. Da flog der Rabe mit lautem Gekrächze davon und der Mann legte sich wieder zum Schlafen nieder. Kaum aber hatte er ein Auge zugedrückt, da rief es wieder hinter ihm: Hoho, hoho! Der Mann fuhr auf und griff wieder nach einem Stein, aber da war kein Rabe zu sehen; die heißen Sonnenstrahlen schienen so matt durch das von keinem Lüftchen bewegte Laub, und es wurde recht grausig an dem Orte. Da dachte der Mann, hier ist nicht gut sein, betete und machte sich auf den Weg nach Söhre. Aber eben hatte er ein paar Schritte gethan, als ihm Etwas mit dem Geschrei: Hoho, hoho! auf den Nacken sprang. Der Mann rüttelte und schüttelte sich, um die Last los zu werden, aber vergebens, wie ein Mehlsack hing es ihm auf den Schultern, und im Angstschweiß keuchend, schleppte er sich mit seiner schweren Last mühsam den Waldweg entlang. Endlich war der Waldrand erreicht, die goldenen Kreuze der Stadt- und Dorfkirchen blinkten dem Geplagten entgegen, und plumps fiel es ihm von den Schultern.

Was es aber gewesen ist, was der Mann schleppen mußte, das hat er nicht gesehen, denn er hütete sich wohl, sich umzusehen, sondern lief spornstreichs auf Söhre zu. — Er ging sein Lebtag nicht wieder um Mittagszeit in den Ziegenberg.

5. Huckauf im Itzumer-Holze.

Im Itzumer-Holze saß auch ein Huckauf, den mußten die „Holzgänger“ oft bis an die Greitchen-Kuhle tragen; wer sich umsah, dem drehte er den Hals um.

6. Fliegenschnäpper darf man nicht stören.

Schwalben, Störche und Tauben sind Herrgottsvögel, die man nicht stören darf; besonders aber von Fliegenschnäpper-Nestern bleibe man weit weg. Ein böser Junge aus Sorsum „ging einmal Schulen“ und suchte Vogelnester im Sorsumer Busch. Als er nun an die große Eiche kam, aus welcher sie nachher die Mühlenwelle für das große Rad auf der Sorsumer Mühle gemacht haben, sah er unter der Eiche einen steinalten Mann mit langem weißen Barte und einer langen, langen Zipfelmütze auf dem Kopfe. Der Mann hackte mit einer Rodehacke alles Buschwerk und Gesträuch, welches unter dem Baume stand, weg und brummte bei dieser Arbeit immer in den Bart: Knar narrar! Knar narrar! Der Bauerjunge sah dem alten Manne, den er noch nie im Dorfe gesehen hatte, ganz verwundert und furchtsam zu; als sich der alte Mann aber gar nicht um ihn kümmerte, ward der Junge, der, wie alle bösen Buben, gern alte Leute verspottete, dreist und maulte dem Mann immer nach: Knar narrar! Knar narrar! Doch der Alte that gar nicht, als ob der Junge da wäre und arbeitete mit der Rodehacke, daß ihm der Schweiß vom Gesicht lief. Nun wurde der Junge seines Spottens auch

müde und wollte eben weiter gehen, als aus einem Loche in der Eiche ein Fliegenschnäpper aufflog. Halt, dachte der Thierquäler, da sitzt ein Nest, und langte nach dem Loche hinauf; schon hatte er zwei von den Eierchen in der Hand, als der alte Vogel mit jämmerlichem Geschrei wieder heranflog, sich auf einen Zweig setzte und rief: kiek mal kiek, kiek mal kiek, kiek! kiek! kie — — — k. Da brach auf einmal ein Sturmwind in der Eiche los, als ob sie zerbersten sollte. Erschrocken ließ der Junge die Eier wieder in das Nest fallen; aber er sollte sich noch mehr erschrecken, denn der alte Mann kam hinter dem Baume hervorgewischt mit feurigen Augen, sein Bart prasselte und die Rodehacke schleuderte er um den Kopf, wie eine Schlappschleuder. „Schlage dich das Donnerwetter in Grund und Boden, du Satansbrut!“ schrie der Mann und seine Stimme war wie ein Donnerkrachen. „Herr Jesu, steh mir bei!“ rief der Junge und lief, was er konnte durch Dick und Dünn. Aber am Ohr fuhr es ihm weg wie ein Feuerstrahl; das war die Rodehacke, die der alte Mann dem Thierquäler nachwarf. — Das Gewitter wollte kein Ende nehmen, der Junge kam ganz durchnäßt zu Hause und erzählte, was ihm im Busche begegnet war. Da nahmen seine älteren Brüder ihre Stöcke und gingen mit dem Jungen wieder nach der Stelle zurück, um den alten Mann durchzuprügeln. Sie sahen und hörten aber Niemanden unter der Eiche, auch war das Buschwerk ringsumher gar nicht ausgehackt; darum dachten sie, ihr Bruder habe sie belogen, und wollten ihn schon ohrfeigen, als sie von weitem Etwas im nassen Grase blinken sahen.

Alle liefen darauf zu und fanden eine ganz goldene Rodehacke. — Doch das Gold hat den Leuten kein Glück gebracht; Alles was sie anfingen, ging fehl und bald waren sie so arm wie die Kirchenmäuse.

7. Währwolf.

Vor vielen, vielen Jahren hieß es einmal, im Finkenberge hielte sich ein Wolf auf. Da nahmen die Bürger aus der Stadt ihre Gewehre, um den Wolf zu schießen; sie jagten und jagten, aber es ließ sich kein Wolf sehen, drum glaubte man, daß es nur so ein Geschwätz gewesen wäre und ging zu Hause. Schon am andern Morgen aber kam die Nachricht in die Stadt, daß der Wolf auf dem Moritzberge in einen Schafstall gebrochen sei und die Schafe zusammt den Schäfer erwürgt habe. Nun umstellte man das ganze Holz, durchsuchte jeden Busch, aber umsonst. Da schüttelte ein alter Jäger, „der mehr als Brod essen konnte", bedenklich den Kopf und meinte, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, der Wolf müsse ein Währwolf sein, gegen den könne kein Jagen helfen, aber man solle ihn nur machen lassen. Die Leute waren gern mit dem zufrieden, was der Jäger thun wollte, und dieser stellte nun eine Falle auf, in welcher er drei ganz kleine Kreuze von Osterholz versteckte. — Als man am andern Tage nachsah, war die Falle richtig zugeschnappt, und was saß drin? Ein „versoffener" *) Schneider vom Moritzberge. — Nun

*) Dem Trunk Ergebener.

wahr dich, du Währwolf! rief der alte Jäger, warf dem Bösewicht einen Zaum über den Kopf und schleppte ihn zum Galgen. Das Volk jubelte, als man den Bösewicht aufzog; aber bald verkehrte sich sein Jubel in Staunen und Verwunderung, mit offenen Mäulern guckten und guckten die Leute nach dem Gehenkten, — doch da hing im Galgen weder ein Wolf noch ein Schneider, sondern ein Bund Stroh.

8. Der gespenstische Iltis.

Da sagen die Leute, das Dreibein sei ein Hase, aber wenn sie sich genauer die Fußtapfen betrachteten, so würden sie merken, daß es ein „Ilk" ist. Der Ilk ist überhaupt ein Thier, mit dem es „nicht recht richtig" ist. Das huscht und fliegt in seinem glänzenden Felle durch alle Winkel und Löcher, daß man nicht weiß, „wo kommst du her, wo gehst du hin." Kein Loch ist ihm zu klein, und wenn er will, geht er ebensogut durchs Schlüsselloch wie die Nachtmahrte. — Da hat ein alter Förster auf dem Söder mal eine wunderbare Geschichte erlebt. Der konnte kein Huhn lebendig behalten; vergebens verstopfte und vermauerte er das Hühnerhaus, so daß auch kein Lüftchen hinein konnte, dennoch wurden die Hühner immer über Nacht todtgebissen oder fortgeschleppt. Alle erdenklichen Fallen hatte der Mann schon aufgestellt, um den Dieb zu fangen, aber umsonst. Endlich ließ er auf den Rath eines frommen Mannes eine Falle vom Pater Marcellus besprechen, stellte sie auf und legte sich heimlich

auf die Lauer. Die Falle hatte kaum ein paar Minuten gestanden, da ging's flapp, und — was war drin? — ein Strohwisch!

9. Raben warnen.

Wenn man „über Feld geht", so achte man auf den Flug der Raben. Fliegt ein Rabe von der Rechten nach der Linken über den Weg und schreit! „wahr deck, wahr deck, wahr deck!" so kehre man lieber um, oder gehe einen andern Weg. Der alte Denkstein, der im Itzumer-Holze auf dem Wege nach Lechstedt steht, würde nicht da stehen, wenn ein Mann, der „Boteweis" ging, der Warnung des Raben gefolgt wäre. Der Mann hatte viel Geld bei sich und ging mit einer Frau den Feldweg nach Lechstedt. Als sie nun im „Lichtenpahl" angekommen waren, flog ein Rabe von Rechts nach Links über den Weg und schrie: „wahr deck, wahr deck!" — Erschrocken blieb die Frau stehen und wollte nicht weiter mit; der Mann aber lachte, sagte, das wäre dummes Zeug und ging allein seinen Weg. Am andern Morgen fanden die Lechstedter den erschlagenen und beraubten Mann auf der Stelle, wo noch heute der Denkstein steht.

10. Gespenstische Gänse.

Jedermann weiß, daß in der Christnacht alles Wasser Wein ist. Das wußten auch zwei Burschen aus Barienrode und hatten sich verabredet, in der heiligen Christnacht an die Beister zu gehen und sich ein paar tüchtige Eimer Wein zu holen. Gesagt, ge-

than. Als sie nun mit ihren Eimern an den „Kolk“ kamen, aus welchem sie schöpfen wollten, standen ein paar ungeheuer große schneeweiße Gänse am Ufer. Das ist ja prächtig, sagte der Eine zum Andern, da kriegen wir ja zu dem Wein auch den Braten; und damit streckte er seine Hand nach den Gänsen aus. Aber plumps lagen die Gänse im Wasser und aus dem Wasser guckten zwei Menschenköpfe mit langen, langen Haaren und lachten laut die Burschen aus. Diesen lief es eiskalt über den Rücken; sie ließen Wein Wein sein und liefen „was biste, was haste“ zu Hause. Nie haben sie wieder Lust gehabt, Wein in der Christnacht zu holen.

11. Die schreiende Schlange.

Wer aus einer Schlange das Fett bratet und sich damit bestreicht, wird stark wie ein Löwe. Das hatte der kleine Jude Veitel, den die „Studenten“ auf dem Domhofe immer „Moritz machen“ *) ließen, auch gehört und dachte, wartet, ihr sollt doch noch euere Schläge kriegen. Veitelchen fing nun in der alten Mauer am Kehrwieder Wall eine Schlange und brachte sie seiner Schabbesfrau zum Braten, denn die Juden dürfen keine Schlange in ihr Geschirr nehmen. Auch die Schabbesfrau wollte erst nicht dran, doch „für Geld kann man den Teufel tanzen lassen;“ Veitel gab ihr einen Gulden und die Frau warf die Schlange in die Pfanne. Aber wie konnten beide zur Küche hinaus

*) Vergl. die Anmerkungen.

flüchten, denn die Schlange schrie laut in der Pfanne: Schma Jesroël! Schma Jesroël! — Veitel merkte, daß er eine große Sünde gethan hatte und dachte nicht mehr daran, daß er stärker werden wollte, wie ihn Gott gemacht. Auch hatte er nachher Ruhe, denn als das Stift westphälisch wurde und die ganze Welt sich umkehrte, mußte man auch die Juden mit Frieden lassen.

12. Schlange mit goldener Krone.

Lange vor der westphälischen Zeit, saß eine große rothe Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, im Walle am Hagenthore. Kinder, welche Veilchen suchten, sahen sie einmal in der Sonne liegen und liefen in Angst und Schrecken davon. Nur ein Junge war beherzt, warf einen Stein nach der Schlange und warf ihr gerade die goldene Krone ab; da huschte die Schlange mit einem kläglichen Geschrei in den Wall und ist nie wieder gesehen worden. Die goldene Krone aber war in den Stadtgraben gefallen und da liegt sie heute noch, denn so viel man auch gleich darauf und nachher danach suchte, konnte sie doch Niemand finden.

Der Junge, der den Steinwurf gethan, hat es später oft bereut, denn er hatte von Stund an einen lahmen Arm, den er auch mit in das Grab nehmen mußte.

13. Der spukende Schimmel.

„Ganz vor diesem“ wohnte einmal ein Ackermann an der Güntherstraße, der war sehr böse und glaubte nicht an unsern Herrgott. Seine Kühe und besonders seine Pferde waren ihm lieber als Alles; anstatt Sonntags in die Kirche zu gehen, trieb er sich in den Ställen herum. Einmal hatte er ein paar schöne Braune, stand wieder unter der Kirche vor den Pferden im Stalle und sagte: „Na saun paar Pere, hätt doch de Düwel in der Hölle nich!“ — Da schrie es aus der Futterkiste: „Toif ek will dek minen Schimmel ok noch der tau schicken!“ — Erschrocken lief der Sünder aus dem Stalle und wurde ganz nachdenklich; es schmeckte ihm den ganzen Tag über weder Essen noch Trinken und unruhig legte er sich zu Bett. Nachts Schlag zwölf Uhr war es, als ob das Haus aus den Fugen sollte, trump, trump, trump! kam Etwas die Treppe herauf und rasselte mit Ketten. Der Sünder fuhr unter die Bettdecke, aber Knechte und Mägde liefen mit einer Laterne herbei und sahen einen großen, magern Schimmel, grausig anzusehen, der hatte statt des Geschirres lauter schwere eiserne Ketten an, schnob Feuer und trampelte die Treppe herauf bis auf den Boden. Hier sprang, stampfte und polterte er, bis es Eins schlug. So gings von nun an jede Nacht.— Da bereute der Ackermann seine Sünden, ließ das Haus, das Niemand kaufen wollte, niederreißen und machte aus der Baustelle einen Garten. Aber in dem Garten kam Nichts fort, war er heute zurecht gemacht, so fand man ihn am anderen Morgen von Pferde-

hufen zerstampft, bis endlich ein frommer Capuciner dem Höllenvieh mit dem Weihwedel den Weg wies. — Ein Haus ist aber nicht wieder auf jene Stelle gebaut und ist dieselbe noch heute ein Garten.

14. Rettung durch Todte.

Im Dom zu Hildesheim sieht man über einer der nördlichen Eingangsthüren ein schauerliches Gemälde; ein Geistlicher im bischöflichen Gewande steht predigend auf einer Kanzel und ringsumher erheben sich die in der Kirche begrabenen, fleischlosen und halbverwesten Todten aus den Gräbern. — Was das Bild erzählt, ist wirklich einmal in der Capelle zu Luzienvörde geschehen. Ein frommer und heiliger Bischof von Hildesheim, hatte vor seinen aufrührerischen Unterthanen aus der Stadt flüchten müssen. In dem benachbarten Kirchlein zu Luzienvörde suchte er Schutz vor den Verfolgern und bestieg die Kanzel, um die nachdrängenden Rebellen noch einmal eindringlich von ihrem übeln Thun abzumahnen. Die Rebellen aber richteten ihre Gewehre auf den heiligen Mann und da dieser unter den Lebenden Keinen sah, der zu seiner Hülfe bereit war, so rief er: „Ihr Todten, steigt aus euern Gräbern und steht mir bei!“

Kaum war das Wort gesprochen, da that Gott ein Wunder, und zum Grausen der bösen Verfolger erhoben sich unter ihren zitternden Füßen die Grabsteine und drohend streckten sich fleischlose Arme den Rebellen entgegen. Da flüchteten diese eilends aus

der Kirche, baten unter vielen Thränen den Bischof um Verzeihung und führten ihn im Triumph in die Stadt zurück.

15. St. Vitus.

Ein armer Taglöhner, der oft den „lieben Gott beim Umgange gemacht hatte“ *) und überhaupt ein sehr frommer Mann war, starb und hinterließ seinem Sohne, außer einem alten Schubkarrn und ein paar wacklichten Stühlen und Tischen, Nichts als ein hölzern Bild vom heiligen Vit. — Den heiligen Vit, der nicht von seinem Christenglauben lassen wollte, hatten, wie aller Welt bekannt, die grausamen Heiden dazu verdammt, sich lebendig in einen Kessel voll siedenden Oels zu stellen. So war denn der „Sünte **) Vit“, den der Taglöhner seinem Sohne hinterließ, auch in Holz abgebildet und standen seine Füße in einem großen Kloß, der wie ein Kessel gestaltet war.

Wie nun die Jugend keine Tugend hat und alle Tage schlimmer wird, so war auch der Erbe nicht so fromm, wie sein verstorbener Vater. Der Sohn warf den heiligen Vit wie eine nichtsnutzige Scharteke in den Stall und dachte, das giebt für den Winter einen tüchtigen Kloß in den Ofen. — An einem kalten Wintertage wollte er denn auch seinen bösen Vorsatz ausführen, legte den heiligen Vit auf den Sägebock und

*) Bei Processionen und geistlichen Schauspielen den Christus vorgestellt hatte.

**) Niederdeutsche Corruption des Sanctus.

setzte die Säge an, um ihm zuerst den Klotz von den Füßen zu sägen. Das sah eine arme Frau, welche mit in dem Hause wohnte und schrie den gottlosen Menschen an: Ob er sich denn nicht der Sünde fürchte, er solle einhalten, sie habe zwar nichts übrig, aber sie wolle ihm doch vier Mariengroschen für den Sünte Vit geben. Das ging der Mann ein und verkaufte den Heiligen. Die Frau trug den Gemißhandelten in die Stube und sah zu ihrer Betrübniß, daß das eine Bein bereits durchgesägt war. Sie holte nun Leim herbei, um den Schaden wieder gut zu machen; aber als sie an dem Beine drückte und bog, — knaks, da brach der ganze Klotz ab, rollte mit heftigem Gepolter durch die Stube und — o Wunder, hunderte von Goldstücken rollten aus seiner Höhlung hervor. Nun wurde die Frau steinreich. Den heiligen Vitus aber ließ sie vergolden und ihm statt des hölzernen Kessels einen ganz silbernen machen.

16. Maria als Wegweiserin.

Einem armen Holzhacker ging es einmal wie der Hildesheimer Jungfer; er verirrte sich im „Woole" und jemehr er nach einem Auswege suchte, desto tiefer kam er in das dichteste Gebüsch. Ach, ich bin verloren, seufzte der Mann, hier muß ich verhungern, oder den wilden Thieren zum Fraße dienen, was soll nun zu Hause aus meiner Frau und meinen Kindern werden! — Da brach auf einmal Etwas durch die Büsche; erschrocken sah sich der Mann um, aber er lobte Gott,

denn es war eine junge Bauerfrau, welche auf ihn zukam.

Guten Abend, „Kind Gottes“, sagte die Bauerfrau, du hast dich gewiß verirrt? — Ach ja, junge Frau, sagte der Holzhacker, dich schickt mir Gott zu, du kannst mir gewiß den rechten Weg zeigen. — Ei versteht sich, sagte die Frau, der Weg liegt ja dicht vor dir, komm nur mit, ich will nach Dickholzen. — Jetzt sah der Mann zu seiner großen Verwunderung, daß er auf einem breiten, ebenen Wege stand, der zwischen hohen Bäumen schnurgrade hindurch führte. Das ist ja ganz wunderbar, sagte der Mann, nun haue ich schon so viele Jahre hier im Holze und mein Lebtag habe ich diesen schönen Weg nicht gesehen. — Das glaube ich wohl, sagte mit lächelndem Munde die junge Frau, aber in Gottes schöner Welt ist Manches, was du noch nicht gesehen hast. — Die Frau ging nun rüstig voraus und der Mann hinterdrein; aber wie erschrak er, als er sah, daß da, wo die Frau hintrat, die schönsten Blumen aus der Erde sproßten und auf beiden Seiten die hohen Bäume grüßend ihre Wipfel niederbogen, ohne daß sie ein Lüftchen bewegte. Es war eine so heilige Stille ringsum, daß dem Manne das „Herz aufging“ und er nun wohl merkte, wer seine Wegweiserin war. Er sprach nichts mehr und betete nur leise ein „Gegrüßet seist du“ *) nach dem andern, bis sie vor dem Walde ankamen und in den hell-lichten Mondschein traten. — Nun geh' mit Gott, sagte die Frau und war verschwunden.

*) Ave Maria.

17. Verzückung.

Einer armen Wittwe auf dem Lappenberge hatten die kaiserlichen Werber ihren einzigen Sohn genommen und in den siebenjährigen Krieg geschleppt. Die arme Frau konnte weiter nichts thun, als weinen und beten, daß ihr der liebe Gott doch ihre einzige Stütze am Leben erhalten möge. Das that sie denn auch jeden Morgen in „Sünte Goer“ *). Aber Jahre vergingen, und keine Nachricht kam von ihrem Sohn. Die harten Nachbarn lachten und meinten, sie solle sich doch nur über ihren Sohn zufrieden geben, dem wäre nur geschehen, was so manchem Mutterkinde im Kriege geschähe. Aber die Frau ließ sich nicht irre machen; sie konnte nicht daran glauben, daß Gott ihr ihre einzige Stütze nehmen würde, und betete nach wie vor für das Wohlergehen ihres Sohnes.

Da war es ihr einmal im „Sünte Goer“, als ob sie in einen tiefen Schlaf fiele und doch standen ihre Augen weit offen, so daß sie Wunderbares schaute. Sie sah in eine „weite, weite Welt“ und in der weiten Welt lagerten viele Tausende fremder Völker und unter den Völkern stand ein König mit goldener Krone, der einem schönen jungen Soldaten einen Kranz auf den Kopf setzte. — Jesus Maria, das ist ja mein Franz Karl! rief die Frau laut, so daß die andern Beter alle erschrocken umschauten und meinten, der Frau sei Etwas zugestoßen. — Die Frau aber fühlte eine wunderbare Freude in der Brust und ging himmlischen

*) St. Godehardi Kirche.

Trostes voll aus der Kirche. Da sah sie draußen im Brühl die Jungen zusammenlaufen, schmucke Reiter trabten unter Trompetenblasen daher, und — bald wäre die Frau vor Freuden gestorben, denn all den Reitern voran, stolzirte als Obrister ihr Franz Karl und suchte seiner Mutter Haus auf.

18. Wunder zu Ottbergen.

Am Kreuzerhöungstage wallfahrtet man nach Ottbergen. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, als es hieß, ein Hund sei mit zur Capelle hinaufgegangen und, oben angekommen, zum Menschen geworden. Hunderte von Leuten hatten den Hund selbst gesehen und konnten es beschwören. — Nun sagte man, der Hund sei ein reicher Bauer und gräulicher Sünder gewesen, der im Aerger darüber, daß das Korn so billig am Markte gewesen war, einen „lieben Gott" *) im Felde mit den Worten geschlagen hatte: „Wenn ek wüßte, dat du daran Schuld wörst, dat dat Koorn sau billig is, so wolle ek dek hier gliek in dusent Stücke slahen." — „Ne Häre, hei is doch slimmer as'n Hund", sagte der erschrockene, gottesfürchtige Knecht, der den Bauern begleitete, und — im Umsehen war der Bauer verschwunden, den Knecht aber umheulte und umwinselte ein großer, rauher Hund. Da betete der Knecht, daß der liebe Gott doch die Strafe wieder von seinem Herrn nehmen möchte, denn der Herr sei betrunken gewesen und habe nicht bei

*) Crucifix.

Sinnen gehandelt. Aber der Hund blieb Hund, lief mit dem Knecht auf den Hof und wäre bald von den Hofhunden zerrissen. — Der Sünder saß nun da, wo er früher oben am Tische gesessen hatte, unterm Tische. Aber Gott hat noch Gnade für den ärgsten Sünder; als der Wallfahrtstag kam, wallfahrtete der Knecht mit dem Hunde zur Kapelle bei Ottbergen und oben ward dem Bösewicht wieder seine menschliche Gestalt gegeben.

19. Werfen von unsichtbarer Hand.

Es sind noch nicht zehn Jahre her, als ein Mädchen in Wesseln, wo sie sich blicken ließ, von unsichtbarer Hand mit Steinen geworfen wurde. Auch die übrigen Leute der Familie, zu welcher das Mädchen gehörte, wurden auf dem Felde mit Steinen, im Hause mit Koth beworfen. Das Ding machte großes Aufsehen, und die Polizei, die sich in Alles mischt, ließ Gensd'armen im Felde aufstellen, wenn das Mädchen arbeitete, um den vermeintlich versteckten Werfer zu fassen. Aber es war Niemand zu sehen und zu hören; die Gensd'armen bekamen selbst ihre Schmisse und wußten nicht, woher sie kamen.

20. Entstehung des Bernwards-Kreuzes.

(Nach einem Gedicht von Josef Graën.)

Der heilige Bernward saß in einem Thurmgemache der von ihm erbauten Michaeliskirche und arbeitete in Metall und Elfenbein an den gottgefälligen Kunst-

werken, welche jetzt noch ein Kleinod der Stadt sind. Eines Abends, als die scheidende Sonne ihre letzten Blicke durch die Fenster von Bernwardi-Werkstatt warf, saß der Gottesmann wieder in tiefem Sinnen am Arbeitstisch. Vor ihm lag fast vollendet das schöne Kreuz, welches noch heute im Dome aufbewahrt wird. Ein köstliches Heiligthum, ein dreifach zersplitterter Spahn vom Kreuze Christi, welchen der Kaiser Otto dem Lehrer geschenkt hatte, lag daneben, und es war Bernwards Sorge, wie er den Spahn in vier gleiche Theile zerlegen möchte, denn jeder Arm des Kreuzes sollte ein gleiches Stück der unschätzbaren Reliquie umschließen.

Unter diesem frommen Sinnen fiel der Heilige in einen tiefen Schlaf, „aber erwacht im innern Leben", erblickte er Wunderbares: Ein kleines Myrthenbäumchen, welches er den Winter über gepflegt hatte, sah er mächtig wachsen, tausendästig die Zweige ausbreiten und die herrlichsten Blüthen entfalten:

„Und aus dem Laube flüstert's wie Zephyrhauch im Hain
Und aus dem Laube blitzt es wie lichter Sternenschein,
Und aus dem Laube lauscht wohl manch Engelangesicht,
Wie sie ein Klostermaler in Blumenkränze flicht." —

Und einen Gärtner sah der Heilige am Fuße der riesengroß erwachsenen Myrthe, der auf dem Grabscheit gestützt, sanft und sinnig vor sich hinschaute;

„Es war, als hätte Bernward den Mann bereits geseh'n,
Dies hochgestirnte Antlitz, das Locken lang umweh'n,
Den Bart, in sanfter Welle hingleitend aufs Gewand,
Die Augen sonnenhelle, wie segnend seine Hand."

Plötzlich erschien in einer finstern Ecke des Gemachs ein anderer Mann, „versunkene Hoheit trauert

in Furchen um die verzogenen Lippen“ und finstere, böse Blicke schießen unter den hochgezogenen Brauen hervor. Blick und Hauch des Bösen trafen vernichtend den prangenden Myrthenbaum, die Blüthen entfärbten sich, Laub und Zweige verschrumpften und bald standen die nackten Aeste da. Auch diese fielen nach und nach von dem vernichtenden Hauche, bis endlich nur der todte Stamm dastand und die beiden einzig ihm bleibenden Aeste rechts und links als dürre Arme von sich streckte. Und da hing, wie Bernward beklommenen Herzens genauer hinblickte, an dem dürren Holze blutend und sterbend der Gärtner. Engel knieten auf jeder Seite des Kreuzes und ihre Thränen gerannen zu Perlen.

Da erschüttert ein krachender Donner das Gebäude in seinen Grundfesten, entsetzt springt Bernward auf und umklammert Hülfe suchend den Stamm des wunderbaren Kreuzes; aber der Stamm schwindet und läßt nur ein Stück der Rinde in seinen Händen zurück.

„Der Vollmond schien ins Fenster in ruhig milder Pracht,
Und sinnend saß Sanct Bernward nun wieder im Gemach,
Und dachte seinem Traume und dessen Deutung nach;
Da lag in seinen Händen, wiewohl der Traum zerschmolz,
Noch jetzo die Partikel vom heilgen Kreuzesholz,
Und mit geheimen Grauen fügt er den andern drei
Auch diesen vierten Splitter, das Kreuz vollendend, bei.
So ist das Kreuz entstanden, das schon achthundert Jahr'
Ein Schrecken der Dämonen, der Frommen Zuflucht war.“

21. Die Prinzessin.

„Oh ganz vor Diesem“, da kam einmal zu dem Ur-Urgroßvater des Bäckermeisters L. ein bildhübsches Frauenzimmer und bot sich als Magd an. Der Bäckermeister betrachtete kopfschüttelnd das feine Gesicht und die weichen Hände des Mädchens und meinte: Nein, die Jungfer möge nur weiter gehen, seine Frau sei schon bei Jahren und habe Gottlob kein Kindermädchen mehr nöthig; ja, wenn sie tüchtig mit zugreifen könnte und mit grober Haus- und Stallarbeit Bescheid wüßte, dann hätte sie wohl bleiben können, denn gestern erst sei die Kuhmagd, weil sie das Naschen nicht lassen können, zum Hause hinausgejagt.

Da weinte die junge Magd bitterlich und bat, es doch einmal mit ihr zu versuchen, sie schäme sich keiner Arbeit und wisse Vieh und Menschen zu behandeln, wie's ihnen zukäme.

Der Bäcker, der sehr weichherzig war und keinen Menschen weinen sehen konnte, rief seine Frau, trug ihr das Begehren des Mädchens vor und beide Eheleute kamen darin überein, es mit der hübschen Magd einmal zu versuchen. — Das Mädchen blieb also da und arbeitete von Morgens früh bis Abends spät, daß es eine Lust war; nie waren des Bäckers Kühe so blank, nie die Euter so strotzend gewesen; ja, und wenn's erst an die Feld- und Gartenarbeit ging, dann kam kein Mann mit dem Mädchen in der Arbeit fort.

Das gefiel denn den Bäckerleuten über die Maßen wohl und sie hielten das Mädchen wie ihr eigen Kind.

Ja, und was nun das Frauenzimmer erst gelehrt war und Alles zu erzählen wußte! Wenn des Abends der eine oder andere Nachbar kam, um mit Meister L. bei einem Glase Broihahn und einer Pfeife Tabak von den schweren Zeiten und Kriegsläuften zu sprechen, dann leuchteten dem Mädchen, welches mit der Frau auf dem „Bankkasten“ saß und spann, die Augen, und immer, wenn die Männer nicht eins waren über die Krieg führenden großen Herrn, so sprach das Mädchen mit ein und wußte Alles so schön zu erklären, als ob es bei Kaisern und Königen zu Hause wäre. Dann fragten die Nachbarn und der Meister wohl: „Mädchen, du weißt ja tüchtig in der Welt Bescheid, wo bist du denn eigentlich her?“

Auf solche Fragen antwortete aber das Mädchen nur mit einem Seufzer, trat eifriger das Rädchen, und wer genau hinsah, konnte merken, wie es den Faden mit seinen Thränen anfeuchtete. Das Mädchen brauchte auch gar nicht zu sagen, wo es her sei, denn damals gab es noch keine Polizei und keine Dienstbücher, wer seine Arbeit that und Keinem Etwas in den Weg legte, war angenehm, er mochte nun aus dem „Pottjarlande“ oder aus „Burtehude“ sein, danach fragten die Herren auf dem Rathhause nicht.

Ein alter, weitgewanderter Nachbar mochte das Mädchen, weil es so schön von Allem Bescheid wußte, besonders gern leiden, kniff es, wenn es Keiner sah, gar zu gern in die rothen Backen und nannte es die „kleine Prinzessin“. Den Namen behielt nun das Mädchen im Hause und auf der ganzen Nachbarschaft.

Schon drei Jahre hatte nun die Magd ihrer Herrschaft mit Redlichkeit und Treue gedient, da sollte Etwas geschehen, was die Stadt noch nicht erlebt hatte. — Vor der Einfahrt des Bäckers stand eines Morgens der Mistwagen und Knecht und Magd faßten mit ihren langen „Grepen" fleißig in den Dünger und schlugen und thürmten ihn emsig auf den Wagen. Am fleißigsten aber von Allen war „die Prinzessin" beim Aufladen, sie schlug und klappte mit der Grepe auf den alten Mistwagen los, daß ihr der Schweiß von der Stirn rann, drum hörte sie auch nicht das Schreien und Juchheien, welches plötzlich losbrach.

Auf der ganzen Goschenstraße drängte und lief es von Menschen zusammen, daß kein Apfel mehr zur Erde konnte. Mitten in dem Menschengewühl fuhren vergoldete und versilberte Kutschen. Vor den Kutschen her liefen in goldbetreßten Kleidern schnurbärtige Haiducken, die mit ihren großen silbernen Tambourmajorsstöcken Platz machten, und ganz zuletzt kam, wie ein Schiff auf Rädern, ein großer offener Wagen, darin saßen wohl hundert Mohren und Affen, die trompeteten und paukten, daß die „Lüfte schütterten."

Die Arbeiter bei dem Mistwagen standen auf ihre Grepen gestützt wie versteinert und starrten mit offenem Munde den glänzenden Zug an, der grade auf sie zukam; nur „die Prinzessin" stach und klappte noch immer auf den Mistwagen los, als ob ringsumher Nichts zu sehen wäre. — Da fuhr eine mit „Sechsen" bespannte, ganz goldene Kutsche dicht an den Mistwagen heran, der Schlag sprang auf und unter einem allgemeinen „Ah!" stand in goldenen und silbernen

Kleidern ein wunderschöner Ritter vor der „Prinzessin", nahm sie in den Arm und rief: „Ei du meine herzliebe Marjanne, die Zeit der Prüfung ist um, der Kaiser hat „verspielt" *) und wir können nun Mann und Frau werden!" — Die Prinzessin, — und es war, wie die Leute nun mit Schrecken einsahen, wirklich eine — freuete sich nicht schlecht, und als die Haiducken nun zusprangen, um sie in den goldenen Wagen zu heben, schrie sie: „Aber laßt mich nur erst ein ander Kleid anziehen, seht ihr denn nicht wie ich aussehe? — Nichts da, rief der Prinz und hob die Magd in den Wagen, dies Kleid wollen wir zum ewigen Andenken aufbewahren.

Der Bäckermeister stand mit offenem Munde in der Thür, als man ihm so Mir Nichts Dir Nichts seine Magd entführte, doch der Ritter warf ihm einen großen Beutel mit Gold vor die Füße und fuhr unter Jubelgeschrei mit seinem ganzen Gefolge wieder zum Thore hinaus.

Den Geldbeutel aber konnte der Bäcker kaum aufheben, so schwer war er vom Golde, davon haben nun seine Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag ihren großen Wohlstand.

22. „Hans hat Hunger!"

Nicht lange vor der Schlacht bei Hastenbek trug sich in dem Dorfe Pottholtensen ein wunderbares

---

*) Ist im Kriege unglücklich gewesen, hat die Schlacht verloren.

Ding zu. Auf dem Kornboden eines reichen Ackermanns rief es jeden Mittag: „Pottholtensen! Pottholtensen! Hans hat Hunger!“

Wenn man nun auf den Boden ging, um den sonderbaren Schreier zu entdecken, so wurde Nichts gehört noch gesehen; man durchkroch alle Winkel, wandte alle Säcke um, — vergebens, weder Mann noch Maus saß auf dem wohlverwahrten Boden. Sobald aber die Leute wieder unten im Hause waren, hörten sie denselben seltsamen Ruf. — Da erklärte der Pastor dem Ackermanne, daß die Stimme von einem unsichtbaren Geiste herkommen müsse; er solle nur dem hungrigen Hans jeden Mittag eine Schüssel mit Essen auf den Boden bringen lassen.

So geschah es. Das Essen wurde heraufgebracht, und wenn die Leute nach einer kleinen Stunde nachsahen, war das Essen fort und die Schüssel so blank, als ob sie der Hofhund unter der Zunge gehabt hätte. Ließ man den unsichtbaren Hans 'mal etwas länger als gewöhnlich auf das Essen warten, so schrie es vom Boden herab, daß das Haus zitterte: „Pottholtensen! Pottholtensen! Hans hat Hunger!“ — Im größten Schrecken beeilte man sich dann, den Appetit des Unsichtbaren zu stillen.

Das ging so durch Wochen und Monate bis auf den „Tod von Hastenbek,“ da fielen die fremden, französischen Kriegsvölker zu Hauf in der Bauern Häuser und verzehrten Alles, was sie mit den Zähnen bezwingen konnten, so daß eine große Hungersnoth entstand. — Das war nun nicht zum Verwundern, hatte es doch der unsichtbare Hans lange vorher prophezeiet.

23. Hans mit Hütchen in Hildesheim. *)

Als Hans mit Hütchen den vermessenen Küchenjungen in den Kessel gesteckt hatte und von der Winzenburg weggezogen war, ging er nach Hildesheim zu einem Domherrn ins Haus. Da hatte er aber so faule Tage, daß er ganz mißmüthig wurde. Wenn man verstohlen in die Waschküche blickte, so konnte man ihn dort auf einer Tonne sitzen und gähnen sehen. Er hatte lange Hosen und eine kurze grüne Jacke an und den „Wünschelhut“ immer auf dem Kopfe. Als es ihm nun gar zu langweilig bei dem Domherrn wurde, zog er ins Zwergsloch, da ist er König gewesen, bis auf den Tag, an welchem alle Zwerge auswanderten.

24. Zwerge und Verwandlungen.

(Sagenhaftes Märchen.)

Ein Musikant, der zu einer Kindtaufe auf der Mordmühle gewesen war, kam spät in der Nacht mit seiner Geige am Zwergsloche vorbei. Da sah er im Mondschein an dem „Brinke“ vorm Zwergsloch etwas Lebendiges sitzen. Der Musikant dachte es wäre ein Räuber und fürchtete sich sehr, doch er wollte nicht merken lassen, daß er ängstlich war und schrie so laut er konnte: „Heda, guter Freund, immer lustig! Wollt ihr auch noch nach der Stadt? Kommt her, in Ge-

*) Höbeke. Hütchen. Genius pileolus. Vergleiche die Anmerkungen.

sellschaft geht sich's besser!" — Gut, du sollst Gesellschaft haben, sagte das lebendige Ding und als es der Musikant nun recht besah, war es ein alter Mann, nicht größer als eine Elle.

Ah, dachte der Musikant, dich kann ich bezwingen, und sagte übermüthig und im Zorn über seine vorherige Furchtsamkeit: Du Knirps, saccermentscher, was treibst du dich des Nachts hier herum und erschreckst die Leute, mach' gleich, daß du in dein Loch kommst, sonst wirst du was Anderes gewahr werden. — „Erdwürmchen, elendiges," rief nun aber wüthend der Zwerg mit funkelnden Augen, „jetzt sollst du dir das Loch doch selbst einmal besehen!" — Kaum hatte der Zwerg das Wort gesprochen, als sich der hülfeschreiende Musikant auch schon von unsichtbaren Händen gepackt und fortgetragen fühlte. Da half kein Zappeln, er mußte in das finstere dumpfe Zwergsloch und dann gings weiter und weiter, viele Meilen weit unter der Erde fort. Nun legte sich der Musikant auf's Bitten und flehete die Herrn Zwerge an, ihm doch seine Grobheit diesmal zu vergeben und ihm das Leben zu lassen, er sei ja doch nur eine arme Musikantenseele und habe neun lebendige Kinder zu versorgen. — Da hörte er die Stimme des alten Zwergs, der sagte: Daß du deine Grobheit bereuest, ist dein Glück, das Leben soll dir geschenkt sein und noch Geld und Gut dazu, wenn du Alles verschweigst, was du gesehen hast und sehen wirst. Der Musikant „verschwur und vermaß" sich, daß er keiner Menschenseele Etwas sagen wollte. Da flog eine Thür auf und der Musikant fühlte sich wieder auf den Füßen. Er

stand in einem Saale, der war so groß, wie eine ganze Stadt, der Fußboden war von Silber, die Wände von Gold und tausend und aber tausend Lichter brannten in den schönsten Regenbogenfarben an Kronleuchtern von Edelstein; aber in diesem großen Saale war außer dem alten Zwerg kein lebendes Wesen zu sehen. „Marschire dort nach dem Throne und spiele deine besten Stücklein," befahl der Zwerg, „aber hebe deine plumpen Füße nicht zu hoch auf!" Der zitternde Musikant glitt vorsichtig auf dem glatten Boden hin und hörte um sich ein Schnupfen, Husten, Prusten, Lachen — aber zu sehen war Nichts.

Als er beim Throne angekommen war, setzte er sich darauf und fing an einen Walzer zu spielen. Da klatschten wohl tausend Hände im Saale zusammen und der Musikant hörte deutlich, wie man nach seiner Musik tanzte; doch sah er Niemanden außer dem alten Zwerg, der ihm eine Flasche Wein brachte. Das war ein kostbares Getränk, der Musikant ließ sich's schmecken und verlor nach und nach alle Furcht. Wenn eine Flasche leer war, trug ihm der Zwerg eine neue zu und der Musikant wurde endlich so kühn, daß er das Männchen bei der Hand faßte und sagte: „Mein lieber Herr Zwerg, kann ich denn nicht einmal die Herrn und Damen sehen, welchen ich aufspiele?" Nun ja, sagte der Zwerg, das ist grade kein Unglück, da setze meinen Hut auf.

Kaum hatte der Musikant den großen runden Hut auf den Kopf gesetzt, als er tausende von ellenlangen, geputzten Menschen sah, Männerchen und Weiberchen, und Kinder wie ein Daum groß. Die kamen nun

alle lachend und in die Hände klatschend auf ihn los, sprangen ihm auf den Nacken, zupften ihn bei den Ohren und bei der Nase und schleppten ihn unter großem Gelächter im Saale herum. Der Musikant lachte mit und jubelte, als man ihn endlich an eine lange, gedeckte Tafel führte, auf welcher Braten und Kuchen, Aepfel, Birnen und Nüsse in goldenen Schalen standen. Da waren Gänsebraten, so groß wie gebratene Sperlinge, gebackene Hechte, so groß wie Steckerlinge, auch lag da in einer großen Schüssel ein ganzer gebratener Ochs, der war nicht größer als ein Lamm. Nur Weinflaschen und Obst hatten die gewöhnliche Größe, denn Wein und Obst haben die Zwerge nicht selbst, sondern stehlen es den Menschen.

Das gab nun einen Jubel unter den Zwergen, als der Musikant gleich vier Gänsebraten hinter einander in seinen Magen spazieren ließ und sich dann über den gebratenen Ochsen hermachte, von welchem auch nicht viel mehr als die Knochen übrig blieben. Der alte Zwerg forderte ihn auf, sich von den Aepfeln und Birnen alle Taschen vollzustecken, half ihm selbst mit die Taschen füllen und versäumte auch nicht, ihm tüchtig Wein einzuschenken. Als nun dem Musikanten Beine und Zunge recht schwer wurden, rissen ihn die Zwerge vom Stuhle und wollten mit ihm tanzen. Der Musikant strengte sich eben an, ein paar Sprünge zu machen, da stellte ihm der alte Zwerg den Fuß vor, und plumps lag der betrunkene Musikant am Boden. — — Mühsam richtete er sich auf, rieb sich die Augen und — blickte in die lichte Morgensonne,

er sah sich nach dem goldenen Saale, nach der lustigen Gesellschaft um, aber er sah weiter nichts als den grünen von Steinen übersäeten Brink, auf welchem er vor dem Zwergsloche saß, und zu seinen Füßen die Innerste mit ihren grünen Wiesen. Vor ihm aber stand ein Schäfer mit einer großen Heerde, der hatte ihn mit dem Fuße angestoßen und aus dem Schlafe geweckt: „Heda! munter Johannes Meier,“ (so hieß der Musikant) rief der Schäfer den ganz dumm vor sich hinstarrenden Musikanten an, „du hast gewiß gestern auf der Mordmühle tüchtig was heruntergegossen, liegst hier unter Gottes freiem Himmel und sperrst den schnarchenden Mund auf, daß die Ohrwürmer hineinlaufen. Na es ist gut, daß ich nicht in deinen Schuhen stecke, du wirst einen Anschuß kriegen von deiner Frau!“

Der Musikant war noch immer vor Verwunderung keines Wortes mächtig, er staunte den Schäfer, der so bekannt that, groß an und besann sich nicht, diesen Schäfer jemals gesehen zu haben. Aber auf einmal ging ihm ein Licht auf, denn jemehr er den Schäfer ins Gesicht starrte, desto deutlicher wurde es ihm, daß dies Gesicht kein anderes war, als das des alten Zwerges, auch war der große Hut, den der Schäfer aufhatte, kein anderer, als des Zwerges Wünschelhut. — Dem armen Musikanten lief es eiskalt über den Rücken, er nahm seine Geige und Mütze, sagte dem Schäfer, der ihn höhnisch anlachte, einen guten Morgen und wollte eiligen Schrittes davon, aber wie mit Zangen hielt es ihn zurück. Der Musikant dachte, der Schäfer hätte ihn gepackt, kreischte laut und sah

sich um, aber da war weder Schäfer noch Heerde zu sehen, doch die Last hing noch immer an dem geängstigten Mann. Endlich merkte er, daß es nichts Anderes als seine eigenen schweren Rocktaschen waren, welche ihn am Raschgehen hinderten, und besann sich auf die Aepfel und Birnen, welche er bei den Zwergen eingesteckt hatte. Um sich völlig zu überzeugen, griff der Musikant in die Taschen — und zog eine Hand voll ganz goldener Aepfel und Birnen heraus. — Hei, wie frohlockte nun der Musikant, jetzt war er ja so reich, daß er halb Hildesheim kaufen konnte.

So schnell es die schwere Last erlaubte, ging er der Stadt zu. Daß er den Zwergen Schweigen gelobt, hatte er in seiner Freude ganz vergessen und jubelte zum Thore herein: „Hurrah Thorschreiber, wißt Ihr nicht, was halb Hildesheim kostet!?"

Der Thorschreiber schüttelte den Kopf und meinte, der Musikant sei ein Narr. — Nun so wißt, sagte der Musikant ärgerlich, daß mir die Zwerge im Zwergsloch so viel Gold geschenkt haben, daß ich ein Fürst werden und Euch zu meinem Hofnarrn machen könnte! — Drauf griff er mit stolzester Miene in die Rocktaschen und zog eine Hand voll ganz verschrumpfter und halb fauler Aepfel aus der Tasche. — Nun schüttelte der Thorschreiber noch stärker den Kopf, dem armen Musikanten aber stand das Weinen nah, und er schlich traurig davon. — Hätte er schweigen können, so wäre Gold, Gold geblieben. „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold."

25. Zwerge in Schafe verwandelt.

Einige wollen sagen, die Zwerge seien gar nicht ausgewandert, sondern wohnten noch heute im Zwergsloche, nur ließen sie sich vor keinem Menschen mehr in ihrer natürlichen Gestalt sehen. Zuweilen aber sieht man in der Mittagsstunde einen Schäfer seine Heerde vom Zwergsloche nach der „Kerbe" treiben und von der Kerbe wieder nach dem Zwergsloche. Wenn's Eins schlägt, sind Schäfer und Schafe verschwunden. Das soll der Zwergkönig mit seinen Unterthanen sein, die er täglich einmal an die Sonne führt.

26. Schaperjohann in der „Kerbe". *)

Einige sagen, als „Schaperjohann" vom Kehrewieder weggebannt wäre, habe er seine Zuflucht nach der „Kerbe" genommen und säße dort in der Mitte in dem großen Wasserloche. Es ist auch wohl im ganzen Stift an keinem Orte so „grisselich", als in der Kerbe, wenn man da so allein in der Mitte steht und weiter nichts sieht als die beiden kahlen Bergwände und das Stückchen vom blauen Himmel, welches sich in dem Wasserloch spiegelt.

27. Wicht in Garbolzum.

Einem Ackermann in Garbolzum wurde von unsichtbarer Hand allerlei „Schabernack" gespielt. Nachts

---

*) Vergl. die Sagensammlung von Müller und Schambach.

wurden die Stallthüren aufgerissen, Knechte und Mägde aus den Betten geworfen, das Vieh losgebunden und auf dem Hofe umhergetrieben. Bei all dem Lärm rührte sich der schlimme Kettenhund auf dem Hofe gar nicht, sondern kroch furchtsam in seine Hütte, während sich doch sonst kein Mäuschen vor ihm regen durfte. Nun merkten die Leute wohl, daß der Unfug von einem Gespenste herkommen müsse und der Bauer versprach dem, der ihn von dieser Plage befreien könnte, sechs Malter Roggen. Da kam der Kuhhirt und legte Etwas unter alle Thürschwellen, wollte aber nicht sagen, was er darunter lege und wenn man ihm zwölf Malter gäbe. Seitdem war Ruhe im Hause, bis eine Magd, welche die Neugier plagte, den Zauber kennen zu lernen, der unter den Schwellen lag, einen Spahn nahm und unter der Stallthüre nach dem verborgenen Dinge suchte. Sie fand aber blos Staub und einige Haare. In der folgenden Nacht hub sich das frühere Unwesen wieder an und der Bauer schickte am andern Morgen eiligst zum Kuhhirten. Dieser kam und sagte, er wisse schon was vorgegangen sei, die und die Magd habe durch ihre Neugier den Bann gestört und der Geist ließe sich nur dann wieder festmachen, wenn die neugierige Magd all ihr Haar hergebe und unter die Schwelle legen lasse. Da mußte sich denn die Neugierige, so sehr sie auch weinte und schrie, den Kopf blank abrasiren lassen; der Kuhhirt legte die Haare unter die Schwelle und seitdem wurde Nichts mehr von dem Geiste verspürt.

28. Poltergeist ins Haus gezaubert.

Böse Menschen können Einem Gespenster ins Haus bannen. Wenn man nämlich die Leber von einer Fledermaus hinterm Schornsteine versteckt, so ziehen die „Undinger“ durch den Schornstein in das Haus und plagen die Leute. So hat es einmal Einer auf der Almesstraße gemacht, der wollte gern seines Nachbarn Haus haben, aber der Nachbar wollte es für kein Geld abstehen, weil es seiner Voreltern Haus war. — Der böse Mann, der sich nicht an das Gebot kehrte: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“, steckte heimlich dem Nachbar eine Fledermausleber hinter den Schornstein. Von da an war des Nachts ein Gepolter, „Geschlurfe“ und Gerassel in dem Hause, als ob der wilde Jäger durchzöge. — Das ganze Kapuziner-Kloster wurde aufgeboten, um den Geist zu bannen, aber da half weder Gebet noch Weihwedel und der geplagte Mann mußte sich endlich entschließen, sein Haus zu verlassen und dem bösen Nachbar um einen Spottpreis zu verkaufen. Der Bösewicht „lachte hinten im Halse“, als er Herr des Hauses geworden war und das Erste, was er that, war, daß er hinter den Schornstein ging, die versteckte Fledermausleber an sich nahm und unten auf dem Herde ins Feuer warf. Brdautz! that es einen Knall, als ob ein Pulvermagazin aufgeflogen wäre, das Haus stürzte zusammen und unter dem Schutte zog man den Bösewicht todt hervor.

29. Sonntagskinder sehen Geister.

Leute, die am Sonntag geboren sind, können Geister sehen. Auch andere Leute können Geister sehen, wenn sie einem Sonntagskinde über die rechte Schulter blicken. Mein seliger Mann ging 'mal mit dem Silberdiener „beim Süstern" *) vorbei. Ach mein Gott, sagte auf einmal der Silberdiener, da tragen sie Registerschreibers Josef hin. Was? wo? fragte mein Mann. Guck 'mal über meine rechte Schulter, sagte der Silberdiener. Gottlob, daß ich nicht am Sonntag geboren bin, seufzte mein Mann, als er ihm über die rechte Schulter geblickt hatte. — Ja das ist auch ein wahres Leiden, wenn man so Alles sehen muß, meinte betrübt der Silberdiener, gieb Acht, der Josef lebt keine acht Tage mehr. Am andern Tage aber schon kam die „Grabbittersche" und lud zur Seelenmesse ein für Registerschreibers Josef.

30. Geist schreckt durch seinen schweren Gang.

Wer des Nachts von Ochtersum nach der Stadt zu gehen hat, gehe nicht über die „Wisch", sondern scheue den kleinen Umweg nicht und bleibe lieber auf der Heerstraße. Auf der Wisch, sagen sie, ginge ein Mann ohne Kopf. Aber wer hat ihn gesehen? Gesehen hat da noch Niemand Etwas, aber desto mehr gehört, und das ist noch viel schlimmer. Mir stehen die Haare noch zu Berge, wenn ich an den Gang

*) Schwesternkloster. St. Magdalenen.

denke, den ich in einer Mondscheinnacht einmal von dem alten Wasser bis zur Hohenseer Brücke habe machen müssen. Kaum war ich zehn Schritte vom alten Wasser weg, so trappt es hinter mir her, wie von dicken, Nägel-beschlagenen Schuhen. Ich sehe mich um und spüre keinen Menschen, „mutterseelen-allein“ stand ich auf der weiten Wisch. Da pupperte mir das Herz, ich ging rasch meinen Weg und betete ein „Vater unser“ und ein „Gegrüßet seist du“ nach einander, aber ich mochte so laut beten wie ich wollte, immer hörte ich die schweren Tritte dicht an meinen Fersen. An jedem Haar hing mir ein Schweißtropfen. Endlich kam ich an die Hohenseer Brücke, da begegneten mir Leute, welche die Nacht durch nach Alfeld zum Freischießen gehen wollten; ein Stein fiel mir vom Herzen, als die Leute mir guten Abend boten. Von den schweren Tritten hörte ich nun Nichts mehr.

31. „Dat is de Garen mate.“

Am Rathhause in Hildesheim finden sich auf der Seite nach der Marktstraße zu die Worte eingehauen: „Dat is de Garen mate.“ Daran hat ein geiziger Kaufmann Schuld, der einen großen Garnhandel hatte und die Leute übervortheilte. Kaufte er den armen Leuten ab, so konnte er das Maß nicht groß genug kriegen, verkaufte er aber, so verkürzte er das richtige Maß. Als dieser Kaufmann gestorben war, trat er seiner erschrockenen Frau Nachts vor das Bett, klagte und jammerte, daß er so viel Pein in der Hölle leiden müsse, weil er immer unrichtig gemessen habe und

warf eine eiserne Elle mit den Worten auf den Tisch: „Dat is de Garen Mate." Dann ermahnte er die Frau, doch ja nach diesem richtigen Maße immer zu kaufen und zu verkaufen, damit es ihr dereinst nicht gehe wie ihm. Darauf verschwand der Mann und die Frau hatte vor Schrecken beinahe den Tod. Am andern Morgen fiel ihr erster Blick auf den Tisch, auf welchen ihr unseliger Mann die Elle geworfen hatte. Aber es war keine Elle zu sehen, statt dessen sah die Kaufmannsfrau eine ellenlange Ritze im Tische, als ob sie hineingebrannt wäre; dieselbe Ritze ging auch unterm Tische durch den Fußboden und durch alle Decken des Hauses bis auf die Diele, wo sie so tief eingebrannt war, daß man den Grund nicht sehen und auch mit dem längsten Stocke nicht fühlen konnte. Die Frau konnte in ihrer Seelenangst die Geschichte nicht verschweigen und als der Magistrat die Sache erfuhr, ließ er von einem Rathsdiener die Länge der eingebrannten Ritzen messen und diese stimmte genau mit dem gebräuchlichen, richtigen Garnmaß. Da ließ der Magistrat, zur ewigen Warnung, jene Worte in einen Stein der Rathhausmauer hauen.

32. Gespenst wird abgebunden.

Wer die Kunst versteht, kann ein Gespenst „abbinden." Eine Frau wurde in ihrem Hause von einem schrecklichen Gespenste hart geplagt. Nachts kam es mit verbundenem blutigen Kopfe vor ihr Bett und hob wie zum Schlagen die knochendürre Hand auf. Dann schrie die Frau immer, so daß die Nachbarn

aus dem Schlafe fuhren, jämmerlich: „Et is der allweer! Et is der allweer!“ *)

Man versuchte alle Mittel das „Unding“ zu bannen, aber Nichts wollte anschlagen. Da kam ein gelehrter Kapuziner vom Eichsfeld, der besah sich alle Winkel im Hause, schlug in einem großen Buche nach und sagte, aus dem Hause könne er den Geist nicht bringen, aber aus der Kammer sollte er schon wegbleiben, die Frau sollte nur vor dem zu Bettgehen nie vergessen, das Kammerthürschloß mit ihrem Strumpfbande zuzubinden. Das that die Frau und das Gespenst kam nicht wieder in die Kammer. Draußen aber konnte es so viel poltern als es wollte, das wurde die Frau gewohnt.

33. Das geopferte Huhn.

Auf dem Lamberti-Kirchhofe liegt ein Schatz vergraben, der brennt alle 99 Jahr in der heiligen Christnacht. Aber Jeder kann ihn nicht sehen. Wer ihn brennen sehen will, muß mit einem kohlschwarzen Huhn dreimal um die Kirche gehen und sich durch Nichts irre machen lassen. Ist man zum drittenmale herumgekommen, so schlagen die Flammen lichterloh aus der Erde, dann muß man das Huhn dem Bösen opfern und rückwärts sehend, in die Flammen werfen.

Das wußte auch vor 99 Jahren eine Frau auf der Knollenstraße, die sagte keinem Menschen Etwas, nahm in der Christnacht ein kohlschwarzes Huhn, wel-

---

*) Es ist allwieder da.

ches sie sich aufgezogen hatte, untern Arm, und ging auf den Lamberti-Kirchhof. Nachdem sie drei Vaterunser gebetet, fing sie ihren Gang an. Als sie nun zum erstenmal an die Ecke kam, wo die Sakristei ist, hätte sie fast vor Schrecken das Huhn fallen lassen, denn an der Ecke stand ein längst verstorbener Nachbar und sagte: „Guten Abend Liesbeth, nimm mich mit, mich friert's!“ — In Gottes Schooß ist es warm, sagte die Frau und ging weiter. Da flogen blaue Funken aus der Erde, auf der Stelle, wo der Schatz lag. — Die Frau ging zum zweitenmal herum und als sie an die Stelle kam, wo der todte Nachbar gestanden, da pupperte ihr erst recht das Herz, denn jetzt lag da ein kohlschwarzer Hund mit glühenden Augen, der that seinen Rachen auf und rief: „Nimm mich mit, mich friert's!“ — In der Hölle ist es heiß, antwortete die Frau und ging weiter. Nun schlugen helle Flammen empor auf der Stelle, wo der Schatz lag, und die Frau dachte, Gottlob nur noch einmal herum. Sie trat den dritten und letzten Gang an. Da stand auf der gefährlichen Stelle der Böse selbst und brüllte: „Nimm mich mit, nimm mich mit, sonst bist du mein!“ Das Huhn ist dein! rief die beherzte Frau, lief ohne sich umzusehen auf die hellen Flammen zu, die jetzt über dem Schatz aus der Erde flackerten, und warf das Huhn in die Gluth. — In demselben Augenblicke war Alles verschwunden, und der Frau wurde es in der stockfinstern Nacht mit einemmal so grausig, daß sie sich nicht weiter nach dem Schatze umsah, so schnell sie konnte zu Haus lief und sich tief unter der Bettdecke verkroch.

Am andern Morgen wurde sie durch ein lautes Gackern geweckt. Verwundert ging sie nach dem Hühnerwiehmen und fand das schwarze, geopferte Huhn gesund und munter auf dem Neste. Als das Huhn nun vom Neste aufstand, lag ein goldnes Ei darin und so ging's Tag für Tag bis zur nächsten Christnacht; da fand sie am Weihnachtsmorgen den Hühnerwiehmen voll Blut, und war im ganzen Stalle ein brandiger Geruch. —

Auf das laute Schreien und Jammern der Frau liefen die Nachbarn zusammen und als sie den blutigen Wiehmen sahen, meinten sie: Das hat der „Ilk" gethan, aber wer wird denn um ein lumpichtes Huhn einen solchen Lärm machen?! — Die Nachbarn aber wußten nicht, was für Eier das Huhn gelegt hatte und welch ein „brandiger Höllenilk" der Räuber war.

34. Schatz auf dem Krählah.

Zwei Männer aus Himmelsthür wollten auf dem Krählah einen Schatz heben. Sie verabredeten sich, drei Tage zu fasten und dann Nachts 12 Uhr, ohne ein Wort zu sprechen, an's Werk zu gehen. So hielten sie's nun auch und fingen Punkt 12 Uhr an der Stelle, wo sie den Schatz hatten brennen sehen, zu graben an. Da kam ein Mann daher, der den Kopf unterm Arm trug, stieß den einen der Schatzgräber beinahe um und sagte: „Gun Abend ok!" Die Leute antworteten aber nicht und arbeiteten weiter. Richtig stießen sie bald auf den Deckel einer eisernen Kiste und aus der Kiste sprach es: Wollt ihr Silber oder Gold?

Die Männer antworteten aber wieder nicht und hoben die schwere Kiste mehr und mehr aus der Tiefe. Da kam es den Berg herauf gelaufen wie ein Regiment Mohren, die schrieen: „Platz da, Platz, wenn euch euer Leben lieb ist!“ Die Schatzgräber rührten sich aber nicht von der Stelle und das ganze Heer ging ihnen wie ein Nebel über den Köpfen weg. — „Sau Düwel, nu kannst du deck wat braen *) laten!“ rief in unmäßiger Freude der eine der Schatzgräber und in demselben Augenblick versank der Schatz in eine bodenlose Tiefe. Hätte der Mann nur noch ein paar Minuten geschwiegen und es Eins schlagen lassen, so wäre der Schatz gewonnen gewesen.

35. Gespenst belohnt einen „Söltjer“. **)

Vor vielen Jahren, als wir noch „Stiftsch“ waren, begegnete einem „Söltjer“, der spät am Abend erst wieder aus der Stadt zurückkehrte, hinter Marienburg ein Mann mit einem langen Rocke und einer großen Pelzmütze. Der Söltjer rief ihm schon von weitem „Guten Abend“ zu, aber der Mann antwortete nicht und kam schnurgrade auf den Salzhändler los, so daß dieser ganz erschrocken zurückprallte. Als der fremde Mann dennoch weder rechts noch links ausbog, sondern ihm gerade auf den Leib ging, hielt der Söltjer seinen langen Stachelstock vor und sagte: „Wieke oder

---

*) So Teufel, nun kannst du dir was braten lassen. Die originale, plattdeutsche Mittheilung hatte hier freilich einen noch kräftigern Ausdruck, der nicht gut wiederzugeben war.

**) Ein Einwohner von Salzdetfurth, der mit Salz hausirt.

ek stäke!" *) Ach ich bin ja schon genug gestochen, antwortete seufzend der fremde Mann, warf seinen langen Rock ab und zeigte dem schaudernden Söltjer fünf tiefe, blutende Stichwunden. Versprich mir, für mein ehrlich Begräbniß zu sorgen, fuhr der Geist fort, so will ich dich reich und glücklich machen. Der Söltjer versprach es zitternd. Gut, sagte der Geist, da wo die Lamme in die Innerste fließt, wirst du mich finden. Zigeuner haben mich erstochen und ins Wasser geworfen, aber die Bösewichter haben Nichts bei mir gefunden, denn über Tausend Thaler Gold, welches ich bei mir führte, hatte ich in meinen Rock genäht. Die sollen dein sein, wenn du mir ein ehrlich Begräbniß verschaffst, nun geh' in Gottes Namen. Der Geist verschwand und der Söltjer lief in größter Angst seiner Heimath zu. — Am andern Morgen erzählte er dem Pastor, was ihm begegnet war. Der ließ in dem Wasser nachsuchen und richtig fand man einen halbverwesten, ganz fremden Mann, der fünf Stichwunden in der Brust hatte. Als man seinen langen Rock untersuchte, fand man das Geld, welches dem Söltjer zuerkannt wurde; der richtete nun, wie er dem Geist versprochen, ein schönes Begräbniß an und hat sein Lebelang Glück und Frieden gehabt.

36. Hexen als Katzen.

Ein Nachtwächter in Hildesheim schlug, als er die Runde machte, nach einer großen, schwarzen Katze, die

---

*) Weiche oder ich steche!

ihm im Wege saß, knurrend und prustend sprang die Katze zur Seite. Als aber der Nachwächter an's Ende der Straße kam, saßen ihm zwei solcher Katzen im Wege. Aergerlich nahm er seinen Spieß und warf ihn nach den Katzen, diese sprangen wieder prustend zur Seite, thaten zum Schrecken des Nachtwächters ihren Mund auf und sprachen: Wenn wir nur erst zu dreien sind, wirst du deinen Lohn schon bekommen. — Da schlug der erschrockene Mann ein Kreuz, und „tutete“ seine Kameraden herbei, allein statt der übrigen Nachtwächter kam ein ganzes Heer von Katzen und stürzte sich auf den Mann los. Ein Glück war's für ihn, daß eben auf dem Thurm die „Eins aushob“, denn noch war der Schlag nicht heraus, als die Katzen nach allen vier Winden auseinanderstoben und verschwanden. Die übrigen Nachtwächter hatten von seinem „Tuten“ Nichts gehört. — Der hat des Nachts nie wieder nach einer Katze geschlagen.

37. Frösche hervorgezaubert.

Im Katharinenhospital war einmal ein böser „Homeister“, *) der sich immer betrank und wenn er betrunken war, den alten Frauen viel Unrecht und Drangsal anthat. Da dachte die älteste und klügste Frau im Hospital, wenn man dem Homeister das Trinken abgewöhnen könnte, so würde es besser werden. Drum stahl sie ihm einmal den „Buddel“ weg, besprach ein Stückchen von dem Schwanz einer Kuhlquappe (so

*) Hofmeister, Aufseher.

nennt man die Frösche, wenn sie noch ganz klein sind und Schwänze haben) und that es hinein. Allemal wenn nun der Homeister den Buddel an den Mund setzte, „quadderte“ ihm ein Frosch vor den Lippen. Da dachte der Säufer, daß das eine Strafe Gottes sein möchte, warf den Buddel in die Mistgrube und gewöhnte sich das Trinken ab.

Nun hatten die alten Frauen wohl Ruhe vor dem Homeister, aber nicht vor den Fröschen, denn in der Mistgrube entstanden Millionen von Fröschen, die hüpften im ganzen Hause umher und krochen den alten Frauen sogar in die Betten; ja sie machten es endlich so arg, daß das Hospital verlegt werden mußte. Hätte man gewußt, wer der Frösche Großmutter eigentlich war, so hätte man die „Altersche“ ohne Gnade „gebrannt“, denn damals brannte man noch „Töverschen.“

38. „Dillen un Dust dat hew' ek nich ewußt!“

Hexenweiber, die wicken und nachweilen können, kann man am Besten von den Wiesen und Feldern abhalten, wenn man Dillen und Dust kreuzweis säet. Eine Schulmeisters Tochter in Gronau hatte eine Frau schon lange in Verdacht, daß sie die Sämerei verdürbe, wenn diese eben im Aufgehen war. Einmal kam diese Frau im Anabend richtig wieder in den Garten und machte einen „Queif“, *) als ob sie nach den gelegten Erbsen sehen wollte. Das Mädchen sah den Spuk von weitem ruhig an. Als die Hexe nun an die Stelle

*) Vorwand.

kam, wo Dillen und Dust kreuzweis gesäet war, da ließ sie vor Angst das Wasser und schrie laut: „Dillen un Dust dat hew' ek nich ewußt!“

39. Straußfeder.

„Dreimal drei sitt up den Dake, dreimal drei sitt up den Tun, Strußfedder, Strußfedder kumm herum“, so sagen die Hexen, wenn sie ihren höllischen Bräutigam rufen. Den Spruch sprach auch eine Bauerfrau, als sie glaubte ihr Mann läge neben ihr im tiefsten Schlafe. Aber der Mann hatte sich vor dem Zubettgehen mit seiner bösen Frau gezankt und vor Aerger nicht einschlafen können, drum hörte er sehr wohl die sonderbaren Worte, welche die Frau sprach. Nun that er aber erst recht als ob er schliefe und schnarchte, daß die Kammer dröhnte. Auf einmal ging die Kammerthür mit einem rothen Schein auf und ein wunderschöner Jagdjunker in grünem, goldbesetzten Rocke trat herein. Der Junker blieb an der Thür stehen und sprach: Es sind zwei Lichter zu viel, soll ich sie ausblasen? Straußfederchen, Straußfederchen, sagte die Frau, komm näher, die Lichter brennen nicht! Doch der Junker rührte sich nicht von der Stelle und sagte noch einmal: Es sind zwei Lichter zu viel, soll ich sie ausblasen? „Blase dich der heilige Blasius in Gottes Namen in den Abgrund der Hölle!“ schrie jetzt der Bauer und sprang auf. Da verschwand der Junker mit einem gräulichen Fluche, aber noch ärger fluchte und schrie die „Töversche“, als ihr Mann sie nun bei der Gurgel packte, über den Boden hob und

die Nachbarn zusammenrief. Die haben denn die Hexe auch bald hingebracht, wohin sie gehörte. Auf dem Anger, wo sie „gebrannt“ wurde, wächst noch heute kein Gras wieder.

40. Greitchen-Kuhle.

Man macht die Mäuse nicht, wie jetzt die dummen Jungen, aus Schnupftüchern, sondern dazu gehört mehr. Ein Junge von zwölf Jahren hatte von seiner Mutter das Hexen gelernt und bald wollte Keiner mehr in der Schule bei ihm sitzen, denn wenn er eine Hand voll Staub auf seinen Katechismus legte und darüber wegblies, so sprangen die Mäuse zu Dutzenden den anderen Kindern ins Gesicht, oder krochen ihnen wohl gar in die Kleider. Als das nun der Schulmeister gewahr wurde, zeigte er es dem Magistrate an. Der ließ den Jungen fangen und todtbluten. Seine Mutter aber hieß Greitchen, die wurde auf dem Galgenberge in der großen Kuhle verbrannt; davon nennt man die Kuhle noch heute Greitchen-Kuhle.

41. Gott verschworen, auf ewig verloren.

Es war einmal in der Gegend von Peine ein lutherischer, aber ganz frommer Pastor, der hatte ein achtjähriges hübsches Töchterchen, welches von seiner boshaften „Wase“ *) das Mäuse- und Fliegenmachen

*) Base, Tante.

gelernt hatte. In seiner Unschuld freuete sich das Kind über die neue Kunst und machte vor den Augen seines Vaters ein halbes Dutzend Mäuse. Da raufte sich der verzweifelte Mann das Haar und weinte bitterlich, denn nun mußte er das Kind verlieren. Man setzte es in eine Wanne und ließ es todtbluten.

Als das Kind nun starb, lag der Vater in seiner Stube auf den Knien, betete laut zu Gott und flehete ihn an, daß er nun doch wenigstens die Seele des Kindes zu Gnaden aufnehmen möchte. Wie nun der arme Mann eben das Amen gesprochen hatte, flatterte ein großer Rabe auf einen hohen Baum, der vor des Pastors Fenster stand, und rief, daß es Allen, die es hörten, durch Mark und Bein ging: „Gott verschworen, auf ewig verloren.“

42. Buttermachen gehindert.

In Großendüngen kam eine Ackermannsfrau, als sie gerade am Butterfasse stand, mit einem Hausirer in Streit. Gleich darauf bemühete sich die Frau vergebens beim Buttermachen, sie konnte sie nicht zu Stande bringen, sie mochte arbeiten wie sie wollte. Nun ist es eine Kleinigkeit, das Buttermachen zu verhindern, man darf nur einer Buttermacherin unbemerkt die Reife am Butterfasse von unten herauf zählen, so mag gebuttert werden bis an den jüngsten Tag und wird doch keine Butter daraus, bis man die Reife am Fasse wieder von oben herab gezählt hat. So hatte es auch der Hausirer mit der Ackermannsfrau gemacht. Es ist das grade noch keine

Hexerei, aber man soll so Etwas auch nicht thun, was Gutes ist es nicht.

43. „Derwit derweit nu bist du heit,
Derwit derwoolt nu bist du koolt,
Hest mek nich umsüs versohlt!"

„Ganz vor diesem" wohnte ein Schuhmacher auf der Braunschweiger Straße, der eine böse Nachbarin hatte. Schon seit ein paar Jahren waren dem Schuhmacher immer die Schweine unsinnig geworden oder krepirt, so daß er in großen Schaden kam. Endlich gelang es dem Manne wieder einmal zwei Schweine aufzuziehen, das wurden „prächtige Stücke," so groß wie Esel. Darüber hatte nun der Schuhmacher eine unbändige Freude, that den Schweinen mit Hege und Pflege alles zu Liebe und wurde ordentlich stolz, wenn Bekannte kamen und seine Schweine lobten.

Vierzehn Tage vor Weihnachten sollten die Schweine geschlachtet werden, da kam den dritten Tag vorher die böse Nachbarin über die Hecke und bat um einen Haspel. Der Schuhmacher hatte schon lange einen Pik auf die Frau gehabt und wollte ihr den Haspel nicht geben, seine Frau aber, die nicht gut Nein sagen konnte, ließ es geschehen, daß die Nachbarin den Haspel nahm und begleitete sie bis auf den Hof. — Ach was machen denn die Schweine, sagte da die Nachbarin, davon ist ja die ganze Stadt voll, ich muß doch die Dinger auch einmal sehen. Die arglose Schuhmacherfrau zeigte der Falschen die Schweine

und bemerkte nicht, daß die „Dakhexe" dreimal heimlich ausspuckte und den Haspel, den sie in der Hand hielt, unvermerkt rückwärts drehete. Nun war sie vor Freuden über die schönen Schweine ganz außer sich und ging lachend mit ihrem Haspel davon.

Den andern Tag ging der Schuhmacher, wie gewöhnlich, wenn er eben aus dem Bette aufgestanden war, nach dem „Schweinskoben"; — ach du große Güte! Da lag seine größte Herzensfreude verreckt und streckte alle Viere von sich.

Der Mann wurde ganz unsinnig, schrie und raste im Hofe und im Garten herum: Ach meine schönen Schweine! Ach meine schönen Schweine! so daß Alles zu Thür und Fenster kam. Auch die böse Nachbarin guckte über den Zaun und rief: Nun Nachbar, was ist's denn wieder mit den Schweinen, die habe ich ja noch gestern frisch und gesund gesehen.

„Hah, hah, hast du sie gestern frisch und gesund gesehen, du Donnerhexe, so müssen sie heute wohl todt sein," rief der Mann, sprang über den Zaun, nahm eine Bohnenstiefel und schlug so fürchterlich auf die Nachbarin los, daß er sie gewiß todtgeschlagen haben würde, wenn nicht andere Leute zugesprungen wären. — Dem Schuhmacher wurde es von der Wuth und dem Aerger ganz schlimm, er mußte sich zu Bett legen und bekam ein heftiges Fieber.

So lag er bis Fastnacht und länger, und wurde es von Tage zu Tage schlimmer mit ihm. Besonders heftig packte ihn Morgens und Abends zwischen sechs und sieben das Fieber mit Hitze und mit Kälte, daß er hoch aufflog im Bette. Es war ein Jammer an-

zusehen und kein Doctor konnte ihm helfen. — — Da kam einmal ein Löffelhändler aus dem „Oberlande“ *) in des Schuhmachers Haus, sah den Jammer mit an und fragte die Schuhmacherfrau und die Gesellen nach Allem scharf aus. Als er nun von dem Vorfall mit den Schweinen und von dem Aerger über die böse Nachbarin gehört hatte, sagte er adieu und ging mit seinen Löffeln in der Nachbarin Haus; das war grade gegen sechs Uhr Abends. Der Hausirer bot nun der Frau seine Löffel an und handelte mit ihr. Ach wie wird mir doch auf einmal so schlimm, gute Frau, sagte der Mann, als es eben sechs schlug, erlaubt doch, daß ich mich erst ein Bischen hier ausruhe. Wohl erlaubt, sagte die Frau, setzt Euch da nur ganz still bei den Ofen und rührt Euch nicht an, Ihr seht auch ganz erschrecklich aus, wartet, ich will Euch ein Warmbier kochen. Der Mann setzte sich wie ganz ermattet auf den Stuhl und die Frau ging in die Küche. — Bald ließ der Mann den Kopf auf die Brust sinken und schnarchte; die Frau kam wieder in die Stube und als sie sah, daß er schlief, murmelte sie vor sich hin: „so is et recht Männeken“ und ging wieder in die Küche. Der Löffelhändler aber stellte sich nur so als ob er schliefe, und als das schlimme Weib wieder in der Küche war, hörte er darin ein leises Gemurmel, er legte das Ohr an die Wand, das Gemurmel wurde immer lauter und lauter und zuletzt hörte er ganz deutlich, daß das Weib immer sprach:

*) Süddeutschland, besonders Oestreich.

„Derwit derweit nu bist du heit,
Derwit derwoolt nu bist du koolt,
Hest mek nich umsüs versohlt.“

Da schlich der Mann auf den Zehen an das Küchenfenster und sah wie die Frau ein kleines Eisen ins Feuer hielt, den seltsamen Spruch sprach, das Eisen wieder aus dem Feuer nahm und in einen Napf mit Wasser steckte. Hatte das Eisen im Wasser ausgezischt, so steckte sie es wieder ins Feuer und so immer „umschicht“ und immer schneller. Und schneller und immer schneller sprach sie auch ihren Spruch, verdrehete die Augen, trampelte mit den Füßen und ging es ihr zuletzt wie ein Mühlrad immer aus dem Munde: Derwit derweit! Derwit derweit! Derwit derweit! Sie sah und hörte Nichts mehr.

Jetzt ist gute Zeit, dachte der Löffelmacher, schlich sich an das Straßenfenster, sprang heraus und schrie Hülfe. Leute liefen herbei und in das Haus, da fanden sie die Hexe in der Küche in Krämpfen liegen und nahmen sie gefangen. Das kleine Eisen aber, welches sie fest in der Hand hielt, war ein Ort, welcher dem kranken Schuhmacher vor langer Zeit weggekommen war. Von Stund an fühlte sich der Schuhmacher besser und war schon wieder ganz auf, als die Hexe gebrannt wurde.

44. Die Wünstedtsche. *)

(Wörtlich übersetzt aus der handschriftl., plattdeutschen Oldekoppschen Chronik).

Im Jahre 1564, kurz nach dem Osterfeste, zankten sich zwei Nachbarfrauen auf der Neustadt und die eine rief der andern zu, daß sie eine Hexe sei. Die eine war Andreas Wünstedts, die andere Curd Meiers eheliche Hausfrau, beide Männer waren angesehene Bürger und Wollenweber. Die Wünstedtsche war ein vermessen Weibsstück, und obwohl sie arg beschuldigt war, so kümmerte sie sich nicht viel darum, sondern verkehrte wieder mit der Meierschen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Ein ehrbarer Rath auf der Neustadt ließ einen Meister von Hannover kommen, der die beiden Weiber peinlich verhören sollte, aber, wie man sich ins Ohr flüsterte, hatte Wünstedt dem Meister die Hände geschmiert, und die Weiber wurden, da sie nichts bekannten, wieder freigelassen. Während dieser Zeit und hernach begann Curd Meier zu verarmen und verlor in seinem Hause das Geld aus der Kiste und aus dem Beutel, welchen er an seinem Gürtel trug, dazu die Speckseiten aus dem Schornsteine und die Butterbecken mit der Butter aus dem Schranke, kurz er nahm großen Schaden an seinem Eigenthum.

Curd, der sehr nahe bei Andres wohnte, (beide

---

*) Dieses historische Faktum ist wegen der darin verwebten abergläubischen und sagenhaften Züge aufgenommen. Vergl. die Anmerk.

trennte nur ein kleines Haus) soll nach diesen Unglücksfällen zu Andres gesagt haben: wie lange wollt ihr beide, du und dein Weib, mich noch mit eurer Bosheit verfolgen? Ich dachte eben auf den Markt zu gehen und einzukaufen, aber du und der Teufel haben mir mein Geld aus dem Beutel geholt! Bitter und böse war der Curd und stieß noch viele harte Worte gegen Andres aus. — Solche Rede und Beschuldigung wollte Andres nicht vertragen, er ging daher zu dem Burgemeister, klagte über Gewalt und Unrecht und begehrte Recht und Hülfe vom Rathe. — Da wurde Curd vor seine Herrn beschieden und als er bei seinen Worten blieb, Andres aber nichts bekennen wollte, wurden sie beide in den Diebskeller gelegt. Ein ehrbarer Rath wollte aber um vieler Ursachen und wohlbewußter Gründe willen nicht sogleich zur Rechtfertigung schreiten, sondern zog einen Mittelweg vor, ließ beide Bürger wieder los und gab ihnen auf, Freunde zu bleiben und sich binnen vier Wochen wieder zu vertragen. —

Etwa vierzehn Tage nach diesem Vorfalle und zwar zum ersten am St. Godehardstag, darauf aber auch zu vielen andern malen, ließ sich ein teuflisches Gespenst blicken, und war auch unerhörtes Toben bei Tag und Nacht. Von demselben Tage an wurden auch aus Wünstedts Hause und Hofe Steine und Kalkstücke durch die Glasfenster in Curd Meiers Haus geworfen. Auch kam bisweilen der böse Geist in Meiers Haus und jagte die „Wullenknappen" von dem Gestell, stieß sie in den Nacken, wenn sie ein Laken aufspannten und that überhaupt Curd Meiern, seiner



Frau und seinem Gesinde großes Herzeleid an. Auch hatte die Meiersche eine Magd von fünfzehn Jahren, dieselbe besetzte der böse Feind zu derselben Zeit und quälte das arme Kind dermaßen, daß es nur mit Jammer und Noth angesehen werden konnte.

Die Obrigkeit wußte oder wollte noch nichts dazu sagen, zog aber doch die Prädikanten zu Rathe. Diese wußten von der Wünstedtschen nichts Böses, sondern sagten aus, daß sie gemeinlich alle vierzehn Tage zu Gottestische ginge. Die Wünstedtsche hatte nun freilich dem obersten Prediger auf der Neustadt öfters Braten, Hühner, frische Butter und dergleichen gegeben, darum dachten die Prädikanten nichts Uebeles von der Wünstedtschen oder wollten die Wahrheit nicht sagen und ließen also den bösen Geist mit seiner Frau Base der Wünstedtschen, gegen Curd Meier nach ihrem bösen Willen handeln.

Indeß war die Wünstedtsche mit ihrem bösen Thun noch nicht zufrieden und sandte den ihr dienenden bösen Geist hier in die Altstadt in des Fürsprechers Thomas Gödeken Haus. — So geschah es am 17. Augusti in der Dämmerung, daß Thomas Gödeken Sohn und seine Magd einen großen, langen Mann in's Haus kommen und auf den Boden steigen sahen. Als Thomas Gödeken zu Haus kam, erzählten die beiden, was sie gesehen hatten, worauf Thomas die Nachbarn zusammenrief und einen Spieß und ein Feuerrohr zur Hand nahm. Darauf ließ er eine Leuchte vor sich hertragen und wollte den großen Mann suchen, aber er fand Niemanden. Als nun Thomas ärgerlich darüber, seine Magd und seinen Sohn thörichte Leute nannte

und ausschimpfte, soll man plötzlich des bösen Geistes Gelächter gehört haben. Dann habe er die Magd „schimpflich“ *) in die Seite geprickt und mit einer feinen und heisern, aber verständlichen Jungfernstimme, deutlich die Worte gesagt: „Nimm den Jungen bei der Hand und tanze mit ihm, ich will euch derweil eins aufspielen.“ — Der junge Mann bot in seiner Unwissenheit der Magd die Hand, als diese aber nicht tanzen wollte, tanzte der Junge allein und die Umstehenden wollten deutlich Musik gehört, den Spielmann aber nicht gesehen haben. Zuletzt soll der Junge zu dem unsichtbaren Spielmann gesagt haben: Willst du nicht besser spielen, so will ich auch nicht besser tanzen! Darauf, heißt es, hätte der böse Geist ein unerhört teuflisch und lustig Saitenspiel angefangen, dergleichen vor diesem sei nie gehört worden. Aber Thomas Gödeken habe seinem Sohn das Tanzen verboten, alle hätten sich bekreuzt und wären von dem Boden auf die Diele gegangen. Mittlerweile hatte auch der böse Geist unten im Hause einen teuflischen Rumor gemacht, gleich als ob er das ganze Haus zusammenwerfen wollte, in der Nacht aber soll er wieder mit lieblicher Stimme gesagt haben: „Thomas sei ohne Sorgen, ich bin zwar hierher gesandt, darf dir aber keinen Schaden thun.“ Da fragte Thomas, wer ihn denn hierher gesandt hätte? Da antwortete der böse Geist, das hätte sein Mühmchen die Wünstedtsche gethan, dafür daß er der Meierschen Anwalt und Fürsprecher gewesen sei. Darauf soll Thomas gesagt haben: „Der Teufel ist

*) scherzend.

ein Lügner, packe dich weg, ich bin ein getaufter Christenmensch, ich will der Meierschen gegen die Wünstedtsche auch nicht mehr das Wort reden." „Nein Thomas", habe darauf der böse Geist gesagt, du mußt noch einmal daran und hernach will ich meinem Mühmchen den Lohn geben, denn ihre Zeit ist schon vor der Thür. Es mochte wohl Mitternacht sein, als der böse Geist solches gesprochen hatte, dann war er ruhig und ließ sich diese Nacht hindurch nicht weiter hören. Die folgende Nacht, als am 18. Augusti, kam derselbe böse Geist wieder in Thomas Gödeken Haus und wandte alle Macht und Fleiß an, die Menschen zu ängstigen und zu schrecken, ließ sich aber in keinerlei Gestalt sehen. Bald war er auf dem Boden, bald auf der Diele, das Rumoren dauerte wohl eine Stunde lang, so daß alle Nachbarn zusammenliefen und ihn mit Fragen angingen, er gab aber fast jedem eine gebührende Antwort oder sagte: Mum! Mum! Als darauf Thomas Gödeken dem bösen Geiste sagte, er solle in die Hölle fahren und ihn mit den Seinigen zufrieden lassen, hat ihm der böse Geist geantwortet: „Thomas, was willst du mir geben, daß ich hinfahre von deinem Hause und nicht wiederkomme? Sogleich warf man einen Mariengroschen auf den Tisch und sagte zu dem bösen Geiste, da, den nimm, und fahre hin! Der dicke Wulfhagen, Bürger zu Hildesheim, der ein dreister und vermessener Mann ist, setzte hinzu: „Teufel, du sollst diesen Mariengroschen aber selbst vom Tische nehmen, damit wir dich alle sehen." Der böse Geist aber spottete seiner und sagte zu Gödeken: Gieb mir einen Goldgulden, den will ich vom Tische nehmen, damit ihr

mich alle sehet und hernach will ich hinfahren und nicht wiederkommen." Darauf sagte Gödeken, er habe keinen Goldgulden. „Ha! wie lügst du nun, antwortete der böse Geist, hast du nicht zwei Goldgulden in der Lade liegen, die dir Niklas Rolwes zu Alfeld gegeben hat, dafür du seiner und seiner Sache Fürsprecher geworden bist? Von diesen Gulden gieb mir einen, daß ich ihn meinem Mühmchen bringe, ich kann ohne das nicht bei ihr schlafen!" Da antwortete Thomas: Ich kann keinen von den Gulden missen." Spricht der böse Geist: So gieb mir von den Thalern einen, die bei den Gulden liegen. „Ich habe dir ja schon gesagt", antwortete Thomas, daß ich so viel Geld nicht entbehren kann, meine Einnahme ist gering, nimm den Groschen und fahre hin!"

Darnach sind noch allerlei Schwänke und Fragen vorgekommen, die Bürger, die gekommen waren, um das Teufelswerk zu sehen und Gödeken Gesellschaft zu leisten, fragten den bösen Geist viel nach den Töverschen, nach Prädikanten und nach Gottes Wort. Auch fragten sie, ob er gern bei seinem Mühmchen schliefe und wie oft er dies gethan hätte. Ich will aber des bösen Geistes Antwort auf der Bürger Frage hier nicht verzeichnen, ist aber Alles bei der weltlichen Obrigkeit gezeichnet und verwahrt. Vorgemeldeter Wulfhagen, als ein kecker Mann, ging dem bösen Geist mit den meisten Fragen zu Leibe, rückte auch dem Teufel seinen Glauben vor und sagte, daß er ein gutevangelischer Christ sei, worauf der Teufel entweder eine geschickte Antwort gab, oder bloß Mum! Mum! sagte. Nach langem Hin- und Herreden fährt endlich der Teufel in

die Lade, auf welcher der große Wulfhagen saß, hebt dieselbe mit dem schweren großen Kerl in die Höhe und setzt sie dergestalt wieder nieder, daß dem Wulfhagen die Rippen davon knacken mochten. Der ward nun still, fragte den Teufel nicht mehr, und ging zu Haus, der Teufel aber rief ihm nach: „Geh hin du Großhans, ich will dir auch schon einmal näher kommen!"

Ehe Mitternacht herankam, fragte Thomas den bösen Geist nach seinem Namen. Darauf antwortete er ganz freundlich, daß er Straußfeder heiße. Kaum aber hatte der Teufel seinen Namen genannt, als Jemand im Namen Jesu zu dem Teufel sagte: Nun fahre hin du böser Geist mit deiner Straußfeder und komme nicht wieder. Es blieb aber Jedermann verborgen, von wem der Teufel in dieser Weise angeredet war, doch bewirkten die Worte, daß der böse Geist das Haus verließ und von nun an zu Thomas Gödeken nicht wieder kam. Uebrigens hielten der böse Geist und die Wünstedtsche wieder vier Wochen lang keine Ruhe. Die Meiersche, der Wünstedtschen Widerpart, hatte, wie oben vermeldet, eine Magd, welche der böse Geist besaß und große Pein und Herzeleid anthat. Ferner ist oben vermeldet, daß der Rath Andreas Wünstedt und Curd Meier wieder aus dem Gefängniß lassen wollte. Aber Curd Meier wollte nicht aus dem Gefängniß gehen, sondern blieb gegen des Raths Willen darin, er wollte nicht eher frei werden, bis er, wie er oft sagte, mit der Hülfe Gottes die Wünstedtsche überführt habe, daß sie eine Töversche sei. Aber der Rath wollte die Töversche noch nicht antasten, sondern gab

dem unschuldig gefangen sitzenden Mann auf, er solle binnen vierzehn Tagen den Andreas Wünstedt überführen, daß er oder der Teufel seiner Frauen Diener, ihm, dem Curd Meier, das Geld aus dem Beutel gestohlen habe, und ferner sollte er beweisen, daß Wünstedts Frau eine Töversche sei.

Die Wünstedtsche blieb derweil hoffärtig und muthwillig. Als sie einmal an zwei Bürgern, welche zusammen sprachen, vorbeiging, sagte sie lachend: „Nun, sprecht ihr auch von der Hexe?"

Wenige Tage nach diesen vermessenen Worten war sie auf ihrem Garten im Gödißcampe und sagte zu der Kempeschen, der alten Flibbischen ihrer Tochter, die da stand und arbeitete: „Wolltest du meiner Lehre folgen, so solltest du Ehre und Geld genug davon haben und solche sauere Arbeit nicht mehr thuen." Darauf antwortete die junge Frau und sprach: Liebe Wünstedtsche, wenn ihr was Gutes lehren und Geld geben könnt, so will ich das gern von euch annehmen. Auf dies Wort zog die Wünstedtsche sofort den Beutel und gab der jungen Frau zwei Mariengroschen. Kaum war dies geschehen, so stand ein junger Gesell neben ihnen, der war angethan mit einem ganz grünen Kleide, hatte auch eine goldene Kette um den Hals und eine Straußfeder am Hut.

Sieh, sagte die Wünstedtsche, der wird uns Geld und Gut genug geben, komm morgen in mein Haus und geh' strack zu mir in die „Dönsen", dann sollst du weitern Bescheid haben. Der jungen Frau aber wurde der geschlossene Handel leid und sie erzählte Alles ihrer Mutter.

Den andern Tag ging sie zu der Wünstedtschen ins Haus, Andres stand auf der Diele und zeigte die junge Frau in die Dönse. Die junge Frau trat ein und wollte der Wünstedtschen die zwei Mariengroschen wiedergeben, aber die Wünstedtsche sagte, laß das liebe Tochter und behalte dein Geld. Sieh, der hier bei mir sitzt, soll dir nach acht Tagen noch genug dazu geben, komm, trink einmal mit diesem jungen und feinen Gesellen! — Der aber bei ihr saß war derselbe junge Gesell in grünem Kleide, der sich gestern auf dem Garten gezeigt hatte. Die junge Frau ließ sich bereden, trank eins, behielt die zwei Groschen und ging wieder zu ihrem Manne, Niklas Kempe, ins Haus.

Endlich aber konnte Gott dem Dinge nicht mehr länger zusehen und beschloß den armen, gefangenen Curd Meier zu retten und der neustädtischen Obrigkeit zu zeigen, daß die Wünstedtsche wirklich eine Hexe sei. Dies kam nun auch gar seltsam und wunderlich an den Tag.

Am Montag, den 11. Septembris war eine Hochzeit auf der Neustadt, zu welcher auch Claus Stute der Schmidt mit seiner Hausfrau und seinen Töchtern geladen war. Als diese nun alle aus dem Hause waren, kam Stutes eigene Magd her und legte Feuer in des Nachbars Scheune an.

Als nun das Feuer angegangen war, bestahl sie ihre Frau und deren Töchter und trug die gestohlenen Kleider in der vorgemeldeten Kempeschen Haus, diese bewahrte der Diebin die Kleider in einem Sacke. Indeß wurde das Feuer bald ohne großen Schaden gelöscht und man fragte deshalb nicht hart nach dem

Mordbrenner, obwohl die Leute Verdacht auf das Weibstück hatten.

In der folgenden heiligen Kreuznacht ward aber die Diebin mit dem Sacke, der die Kleider enthielt, von dem Wächter ertappt und auf das Rathhaus geführt. Die Kleider wurden aus dem Sack geschüttet und die Diebin bekannte; auch zeigte sie die Kempesche, welche, wie oben gemeldet, die zwei Mariengroschen von der Wünstedtsche erhalten hatte, als ihre Hehlerin an. Der Rath schickte eilig hin und ließ die Kempesche holen und ehe diese ankam, war noch kein Wort von Zauberei vorgekommen. Da nun die Kempesche vor den Rath trat, sah sie, verblendet von ihrem ängstlichen Gemüthe, die Diebin nicht und fuhr unaufgefordert mit den Worten heraus: „Ach jetzt will man gewiß uns armen Töverschen das Recht sprechen!“ Diesen Worten setzte sie sogleich hinzu, daß der Rath aber nun auch die Wünstedtsche holen möchte, denn von der habe sie das Hexen gelernt.

Da sandte der Rath, nachdem er an vielen Orten die Wachen aufgeboten, hin, ließ die Wünstedtsche aus ihrem Bette holen und legte sie ins Gefängniß. Das diebische Weibstück ward blos um ihre Dieberei gefragt, und dadurch befunden, daß sie das Feuer angelegt habe um desto besser stehlen zu können.

Als man nun die Wünstedtsche peinlich verhören wollte und ihr die „Rüstung“ angelegt hatte, soll sie mit lauter Stimme gerufen haben: „Sträußchen! Sträußchen! das hast du mir nicht gelobt, daß ich geplagt werden und von Menschen Händen sterben soll!“ Und von Stund an soll sie in die Höhe gereckt und

wieder nieder gestoßen sein, daß ihr der Hals laut knackte. Die dabei standen haben Niemanden gesehen, aber an ihrer Furcht und Verzagtheit wohl bemerkt, daß der Straußfeder unsichtbar zugegen war, um das Kunststück an seinem Mühmchen auszuführen. Solch ein Ende hatte die Wünstedtsche begehrt und auch bekommen. Bewahr uns Gott in Gnaden!

Des Montags nachher, als am 28. Septembris, wurde die todte Wünstedtsche in einen alten Sack gethan und auf einen Karren geladen, der Kopf hing ihr gräulich aus dem Sacke. Der Fibbischen ihre Tochter, des vorgemeldeten Kempes Eheweib, ward nun auch vernommen und nach gehörter Klage und Antwort zum Feuer verurtheilt und nebst der Töverschen verbrannt. Also erhielten zwei Töverschen ihren Lohn. Zu derselben Zeit und Stunde ward auch das Weibstück, welches das Feuer angelegt und gestohlen hatte, an einen Pfahl geschmiedet und todt geschmaucht. Diabolus dixerat, se rem habuisse cum Wünstedschen per decem et octo annos.

45. Historische Fakta mit sagenhaften Zügen.

1) Entstehung des goldenen Domthurms *).

Herzog Magnus von Braunschweig fiel im Jahr 1367 mit einem großen Heere und mächtigen Bundesgenossen in das Stift Hildesheim und brachte durch Plündern, Sengen und Brennen die Leute in große

*) Wird von allen hildesheimischen und braunschweigischen Chronisten erzählt, besonders lebhaft von Elbers.

Noth. Da sammelte der Bischof Gerhard seine streitbaren Männer um sich und zog auf sein Recht und die heilige Jungfrau vertrauend, muthig dem bei weitem größeren feindlichem Heere entgegen. „O seligste Jungfrau, rief der Bischof, als er an der Spitze seiner Mannen einherzog, heute kommt es auf dich an, ob du unter einem Strohdache, oder unter einem goldenen Dache wohnen willst; siegen die Feinde, so werden sie den Wohlstand der Stadt und der Kirche vernichten und wir werden nicht mehr die Mittel haben, deinen Tempel würdig zu schmücken, giebst du uns aber den Sieg, so fällt großes Gut in unsere Hände, und dann sollst du unter einem goldenen Dache wohnen!"

Als des Bischofs gerüstete Männer nun in der Gegend von Dinclar den übermächtigen Feind in seiner Siegesgewißheit jubelnd heranrücken sahen, da wurden viele verzagt, aber Gerhard richtete ihren Muth wieder auf und rief, indem er seinen linken Aermel schüttelte: „Leven Kerle truret nich, hier hebbe ek noch dusend in miner Maven!" *) Der Bischof hatte nämlich das größte Heiligthum der Stadt, das von Ludewig dem Frommen dem Dome vermachte Reliquiengefäß, in seinem Aermel.

Nach diesen Worten ihres Führers waren die Krieger gewiß, daß die Hülfe der heiligen Jungfrau mit ihnen war, gewaltig andrängend setzte das kleine Häuflein in den mächtigen Feind und nach kurzem Kampfe bedeckten 1500 Feinde, unter ihnen viele Ritter und

*) Lieben Leute seid unverzagt, hier habe ich noch tausend Mann in meinem Aermel.

Edele die Wahlstatt. Was von den Feinden noch brauchbare Beine behalten hatte, suchte sein Heil in der Flucht und das ganze Lager fiel mit seinen großen Schätzen in die Hände der Hildesheimer. Von diesem Gute nun ließ der Bischof, seinem Gelübde getreu, das goldene Dach machen, welches noch heute den östlichen Domthurm schmückt.

2) „Plettner wake up de greveschopp to winsenborch de stent los."

(Bothe. Croneken der sassen. Verfaßt 1489, gedruckt 1492.)

In der schrifft stat geschreven dat de keyser luder*) de Winsenborch aff wan unde brak de Borch in de grunt. so holt eyn kroneke ut wü de greve van der winsenborch by sik hadde eynen ridder ut swaven de was ut gereden un de ridder hadde eyn schon erlik wyff de wonde up dem vorwarke. dar gingk de greve hermen hen unde schaffede synen willen an der erliken fruwen dangk. De fruwe de moyde sik sere unde was drovich. do de ridder to hus kam se clagede dat dem ridder mit bedrovenisse. de ridder de wart tornich un schickede syn dingk un gink an einen morgen up de kemnade dar de greve by syner fruwen lach un stack öm mit einen swerde dot. Do sprak de fruwe (des erstochenen Grafen Hermann) wat deystu nu ik hebbe under dem gordel de dat wreken (rächen) schal unde se war schwanger. do stack he de fruwen ok dot dad blod sprangk an de muren unde me sicht dat

*) Lothar.

warteken sitte dar nach. Unde de ridder gingk do van der borch unde satte sik up syn pert unde nam de fruwen hinder sik up unde reyt ut dem lande. Do packede sik hodeke de geyst to dem bischopp b e r n d e to hildessem un sede „Plettner wake up de greveschopp to winsenborch de steyt los.“ *) de bischopp wart rede unde nam winsenborch in. also kam de keyser un gaff de greveschopp to den stichte to hildessem alse winsenborch un alvelde.

3) Der Glockenstein bei Einum.

(Nach Elbers handschriftl. Chronik.)

Als man im Januar 1590 die Cantabona bei großer Kälte unvorsichtig läutete, zersprang sie und wurde zweimal umgegossen. Der erste Guß mißglückte dem Meister, der zweite Guß gelang dem Lehrling, jedoch zu seinem Verderben. Der Meister war nämlich in Geschäftssachen nach Goslar gegangen und hatte dem Lehrlinge aufgetragen, zu einer bestimmten Zeit das Glockenmetall in Fluß zu bringen, er werde dann zurückkommen und einen bessern Beweis seiner Kunst geben. — Der Lehrling befolgte genau des Meisters Befehle und brachte zu der verabredeten Zeit das Metall in Fluß; als dieses aber in heftiges Sieden kam und zum Gusse drängte, der Meister indeß noch immer nicht erschien, so sah sich der Lehrling genöthigt, des Meisters Arbeit zu übernehmen; er ließ das flüs-

*) Erwache Glatzkopf, die Grafschaft Winzenburg ist herrenlos.

sige Metall in die Form brausen, und der Guß gelang über alles Erwarten vortrefflich. Hoch erfreut über diesen Erfolg, läuft der Lehrling dem Meister entgegen und verkündet ihm jubelnd den gelungenen Glockenguß. Doch der Meister nahm diese Botschaft keineswegs so auf, wie der Lehrling erwartet; Zorn und Neid übermannte den Mann, und er erstach den kühnen Lehrling im Felde vor Einum. Zur Erinnerung an diese grausame That, steht daselbst heute noch ein Denkstein, der Glockenstein genannt.

4) Sagen vom Dorfe Eberholzen und der Umgegend.

(Mitgeth. in der Preisschrift: Beschreibung des Pfarrdorfs Eberholzen u. s. w., von Crusius. In Koken und Lüntzels Mittheilungen Bd. 2, S. 349 ff.)

a.

Den Namen Eberholzen leitet man von einem Herrn von Eberhardt *) ab, der Besitzer des Dorfes gewesen sein soll. Eine Sage berichtet, es seien zuletzt drei Brüder in dieser Familie gewesen, die zu dem Orden der Tempelherrn gehört hätten. Bei der allgemeinen Verfolgung der Tempelherrn sei die Familie gänzlich ausgerottet worden. — Der Eine dieser Herrn von Eberhardt soll im Banne verstorben und in dem steinernen Sarge (extra limites ecclesiae) begraben worden sein, welcher noch an der westlichen Seite der Kirche steht. In diesem Sarge sollen ein Degen und Todtengebeine vor nicht langer Zeit sich

*) Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß nach Einigen diese Familie nicht Eberhardt, sondern Eber geheißen haben soll.
Crusius.

noch vorgefunden haben. Ein Herr von Eberhardt soll der Sage nach seine Burg nicht weit von dem Platze gehabt haben, wo jetzt die Pfarre liegt, ein Anderer soll auf dem Treuenberge gewohnt haben, wo sich noch bis auf den heutigen Tag der Name Burgstätte erhalten hat und wirklich noch oft Grundmauersteine zum Vorschein kommen.

b. Sage vom Scheidebrunnen.

Nicht weit von der Burgstätte findet sich unter einer alten Linde ein Brunnen, der seit undenklichen Zeiten den Namen Scheidebrunnen geführt hat und so namentlich in einem Landverzeichnisse vom Pastor Leinemann von 1616 genannt ist. Ueber den Ursprung dieser Benennung berichtet die Sage Folgendes: Ein junger Ritter der Nachbarschaft, Namens Lobesang, entbrannte von heißer Liebe zu Isabelle, der Tochter des Burgherrn vom Treuenberge, doch der alte Burgherr, mit welchem des jungen Ritters Vater in langem Zwiste lebte, trat zürnend zwischen die Liebenden und wollte ihren Bund trennen. Streng ließ er seine Tochter bewachen; allein sie fand Mittel, in mitternächtiger Stunde die Wächter zu täuschen und an der bezeichneten Linde des Geliebten zu harren, um ihm in die Arme zu eilen. Von der stets so bittern Trennung erhielt der dabei befindliche Brunnen den Namen Scheidebrunnen. — Einst ward des Morgens die holde Isabelle in der Burg vermißt und vergebens überall gesucht. Nichts ward gefunden als ein Dolch und ein Schleier unter der Linde am Scheidebrunnen.

Eine andere Sage berichtet, es habe sich einst der Ritter in Verzweiflung selbst erdolcht, weil er vergebens der Geliebten geharret, und als sie ihn in seinem Blute gefunden, habe sie denselben Dolch sich auch ins Herz gestoßen.

c. Sage von einem ausgegangenen Dorfe in der Umgegend.

Zwischen Eberholzen und Sibbesse soll ein Dorf Namens Abbensen gestanden haben und noch jetzt heißt der Ort in Abbensen. Es sind jetzt sumpfige Wiesen in dieser Gegend. Man bezeichnet noch den Versammlungsplatz der dortigen Einwohner mit der Benennung „auf dem Thie." Die Sage berichtet, das Dorf sei in Kriegszeiten zertrümmert worden; es ist jedoch unbekannt, wann solches geschehen. Im dreißigjährigen Kriege kann es, den vorhandenen Nachrichten zufolge, nicht mehr gestanden haben.

d. Die frühere Lage des Dorfes Eberholzen.

Es geht eine allgemeine Sage, das Dorf habe früher mehr nördlich nach Eizum zu gelegen. Es wird dies aus Folgendem wahrscheinlich. Die Höfe und Häuser oben im Dorfe stehen sämmtlich auf dem Ackerlande; man hat noch einen Mühlstein unterhalb des Dorfes gefunden, welchen noch jetzt der Ackermann Arve vor seinem Hause hat. Ob diese Verlegung der Höfe nach einem Brande oder nach Kriegsverheerungen geschehen sei, ist durchaus unbekannt. Die Sage berichtet, die Bewohner hätten der Kirche näher wohnen wollen und hätten sich deshalb weiter oben nach Süden hin angebaut.

e. Sage vom neuen Kirchhofe.

Unten im Dorfe befindet sich eine Stelle, welche der neue Kirchhof heißt. Der Sage nach soll hier früher eine Capelle gestanden haben; auch hat man wirklich vor etwa sechsundzwanzig Jahren an dieser Stelle ein Stück von einer Glocke gefunden. Spuren von Gräbern finden sich indeß an diesem Orte nicht vor. Kirchhof scheint also nur in eigentlichem Sinne als der Platz um die Kirche verstanden werden zu müssen.

Die ersten Protestanten sollen in der hier gestandenen Capelle ihren Gottesdienst gehalten haben, indem sie vorher nach Worisbergholzen in die Kirche gegangen wären, auch dort ihre Todten beerdigt und einem noch vorhandenen Wege dahin die Benennung Leichweg gegeben haben, welche derselbe noch heutiges Tages führt. Schriftliche Nachrichten finden sich darüber nicht vor; nur soviel ist bekannt, daß schon um 1616 diese Stelle jenen Namen geführt hat.

Märchen.

1. Der Mullkönig.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der verlor sein ganzes Vermögen beim Indigohandel und behielt kaum soviel, daß er für seine Frau und seine Tochter, welche das schönste Mädchen in der Stadt war, das tägliche Brod kaufen konnte.

Da hätten nun die armen Leute vor Hunger und Kummer vergehen können, aber in den alten Zeiten waren die Leute noch vernünftiger als heut zu Tage und dachten: „Arbeit schändet nicht"; drum half der Kaufmann seinen reichen Collegen in der Schreibstube bei den Büchern, seine Frau ging aufs Waschen und auch die Tochter nahm Allerlei vor die Hand, wodurch auf redliche Weise Geld gewonnen werden konnte. So ging denn das Mädchen auch in der Frühsommerzeit einmal in den Ziegenberg, um Erdbeeren zu pflücken, die auf dem Markte immer ihre Abnehmer finden.

Als die Kaufmannstochter nun so mutterseelenallein im Walde die fleißigen Hände rührte, raschelte es auf einmal durch das dürre Laub und ein seltsames Thier kroch ihr entgegen. Das Mädchen that einen lauten Schrei, denn es dachte, das bunte Thier wäre eine giftige Eidechse oder eine Otter, und — als das Thier

nun erst seinen Mund aufthat und rief: „Fürchte dich nicht, Kind Gottes, ich thue dir nichts!“ da hätte das erschrockene Mädchen vor dem sprechenden Thiere gern davon laufen mögen, aber seine Füße waren wie in den Boden gewurzelt, es mußte schon still stehen und konnte seine Augen nicht von dem Thiere abwenden.— Das sprechende Thier sah nun wirklich auch gar nicht so schlimm aus, es war so groß und so glatt wie ein großer Frosch, seine Haut spiegelte in allen Regenbogenfarben und auf dem Kopfe hatte es einen blutrothen Kamm, der wie eine Krone gestaltet war. Auch blickte das Thier mit so klugen, verständigen Augen zu der Kaufmannstochter auf, daß diese nach und nach Muth gewann und ruhig anhörte, was ihr das Thier auseinandersetzte.

„Ich bin der Mullkönig“, hub das Thier wieder an, „ich weiß, daß du eine gute Tochter bist und deinen Eltern gern aufhelfen möchtest, drum will ich dich glücklich machen. Nur mußt du mir dagegen einen kleinen Gefallen thun.“

Wenn, was du verlangst, nicht gegen Gottes Gebot ist, antwortete die fromme Jungfer jetzt ganz dreist, so will ich dir gern einen Gefallen thun.

„Nun gut“, sagte der Mullkönig, „so beiß mir den Kopf ab“. — Ach um des Himmels willen, da verlangst du zu viel, rief das Mädchen, denn erstens kann ich kein unschuldiges Thier todt machen und zweitens, lieber Mullkönig, mußt du es mir nicht übel nehmen, wenn ich dich nicht in den Mund nehmen mag; du bist zwar gar nicht so häßlich, aber doch glatt und kalt wie ein Frosch. Du willst auch wohl nur mit

mir armen Mädchen Spott treiben, denn wenn ich dir den Kopf abbisse, wärst du ja todt!

„Was ich verlange, ist mein vollkommener Ernst", antwortete der Mullkönig, und bot Alles auf, um die Ungläubige zu überreden; er wolle ihr zeigen, was noch kein Mensch gesehen habe, goldene und silberne Kleider solle sie haben, besser als die reichste Prinzessin, und Geld und Gut für ihre Eltern soviel, daß sie ein ganzes Königreich dafür kaufen könnten.

Adieu, Mullkönig, sagte das Mädchen, als das Thier ausgeredet hatte, nun sehe ich erst recht, daß du mich zum Besten hast, denn wie willst du mir Etwas zeigen oder Etwas schenken können, wenn du keinen Kopf mehr hast!?

„Ach, der Glaube wird immer geringer in der Welt", sagte der Mullkönig und kroch betrübt wieder unter's Laub.

Dem Mädchen wurde es jetzt doch recht grausig, es nahm hastig seinen Korb und wollte mit eiligen Schritten davon. „Halt, noch ein Wort", rief der unsichtbare Mullkönig, es könnte eine Zeit kommen, und die ist gewiß viel näher als du denkst, in welcher du meinen Worten mehr vertrauest, dann komm wieder auf diese Stelle und ruf in den Wald:

„Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull."

Was das Thier sonst noch sagte, hörte das Mädchen nicht mehr, denn sie lief wie gejagt durch den Wald und rastete erst, als sie den Waldsaum erreicht hatte. Was ihr aber das Thier gesagt hatte, konnte sie nimmermehr vergessen, denn auf dem ganzen Wege

bis zur Stadt hin pfiffen alle Vögel, quackten alle Frösche, brüllten alle Kühe und bellten alle Hunde:

Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull.

Als die Tochter nun endlich zu Hause angekommen war, wurde es ihr von alledem so wunderbar zu Muthe, daß sie ganz krank wurde und sich zu Bett legen mußte. Das fehlte nun noch. — Im Hause war so schon große Noth, denn während die Tochter aufs Erdbeersuchen ausgegangen war, hatte ein Unglück über das andere die Eltern getroffen. Die Mutter war beim Wäscheaufhängen von einer giftigen Fliege gestochen worden, so daß sie mit einem schlimmen Arme von der Arbeit hatte zu Hause gehen müssen. Noch schlimmer stand es um den Vater, der wußte vor Angst nicht, was er anfangen sollte, denn als er in seine Kammer kam, wo er wichtige Kaufmannsbücher aufbewahrt hatte, die er für andere Kaufleute nachsehen sollte, fand er statt der Bücher nur einen Haufen Staub, in welchem große schwarze Würmer wimmelten. Noch vor einer Stunde hatte der Vater die Bücher heil und ganz in der Hand gehabt und nun waren sie von den Würmern rein zerfressen.

Ueberhaupt war es, als ob auf einmal alles Ungeziefer sich gegen die armen Leute verschworen hätte; Mäuse und Ratten kamen schaarenweise ins Haus, fraßen das Brod aus dem Schranke und die Erdbeeren, welche die Tochter eben erst aus der Hand gestellt hatte, benagten die Kleider und ließen sich lieber todt machen als fortjagen.

Auch die Tochter konnte nicht im Bette bleiben,

wenn sie sich nicht von Mäusen und Ratten benagen, von Fliegen und Mücken zerstechen lassen wollte. Da merkte die kluge Jungfer nun wohl, daß der Mullkönig ihr und ihren armen Eltern diesen Streich spielte, weil sie seinen Wunsch nicht hatte erfüllen wollen. Sie bekam nun einen rechten Aerger auf das garstige rachsüchtige Thier und hätte ihm jetzt mit Vergnügen den Kopf für seine Bosheit abbeißen können. Warte, dachte sie, du schändliches Thier, du bist werth, daß ich dir deinen Wunsch erfülle, weil du uns so plagst; wenn du erst keinen Kopf mehr hast, sollst du es wohl lassen, deinem Ungeziefer Befehl zu geben, uns so zu peinigen.

Mit diesem Gedanken lief das Mädchen aus dem Unglückshause wieder fort und dem Walde zu.

Hatten nun vorher schon alle Thiere laut geschrien:

Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull,

so schrien sie jetzt den Spruch so laut, daß Himmel und Erde dröhnten, und da es Abend wurde, ließen auch die Nachteulen und Wölfe ihre schrecklichen Stimmen hören. Nun wurde es dem Mädchen doch wieder recht Angst ums Herz und schon wollte es umkehren, als auf einmal Alles todtenstill wurde und nur ein wunderschöner goldner Vogel vor dem Mädchen aufflog und den Spruch so schön und lockend sang, daß das Mädchen ganz Ohr wurde und still stand. Schöner und schöner sang der goldne Vogel seinen Spruch, flatterte vor dem Mädchen her von Baum zu Baum, und das Mädchen mußte dem schönen Gesange folgen, es mochte wollen oder nicht. Als es nun der Vogel

zu der Stelle hingelockt hatte, wo der Mullkönig erscheinen wollte, schwieg er still und flog auf einen hohen Baum; sein Gefieder leuchtete von dem Baume herab wie eine große Sonne und erhellte den Abend, der schon dämmerig heraufzog.

Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull,

rief jetzt die schöne Kaufmannstochter, und kaum hatte sie den Spruch gesprochen, als der Mullkönig zu ihren Füßen aus dem Laube hervorkroch. — „Ei, ei, schon wieder da, mein Kind," sagte der Mullkönig und lachte höhnisch, „hast du vielleicht doch noch Appetit nach meinem kalten, glatten Kopfe bekommen." — Da wurde das Mädchen erst recht bitter und böse über den falschen Spötter, packte das häßliche, glatte Thier herzhaft an, drückte die Augen fest zu, steckte den Kopf, an welchem sie den rothen Kamm deutlich fühlte, in den Mund und — krach — war der Kopf abgebissen und auf die Erde gespien.

Noch schaudernd machte die schöne Jungfer ihre Augen wieder auf, aber was sah sie nun? Vor ihr kniete ein wunderschöner Jüngling mit langen goldnen Locken, hielt ihr eine goldne Krone entgegen und sprach:

De Kopp was mine,
De Krone is dine!

Der goldne Vogel flötete dieselben Worte wie eine Orgel von dem Baume herab und von allen Seiten tönte es mit Posaunen und Waldhörnern aus dem Walde zurück:

De Kopp was mine,
De Krone is dine!

Da brachen lange Züge von goldgeschmückten Jägern, Rittern und Damen durch's Gebüsch und riefen: Vivat hoch! Es lebe unser König und unsere Königin!

Der Jüngling aber nahm das verwunderte Mädchen recht fest in seine Arme und sprach: „Sieh', ich bin ein mächtiger König, du hast von mir und meinen Leuten dort, welche Thiere waren wie ich, den schrecklichen Zauber genommen; dafür sollst du meine Frau werden und Königin sein, komm küsse mich!" — Ei, dachte das Mädchen, dem hübschen König einen Kuß geben, ist lange nicht so schlimm, als einem Mullkönig den Kopf abbeißen, und gab dem vornehmen Bräutigam einen herzhaften Kuß. — Rumdididum! Terrätätä! gings jetzt mit Musik und Gesang der Stadt zu, wo die armen Eltern in einer goldnen Kutsche abgeholt wurden, um auch mit auf das königliche Schloß zu ziehen. Hier lebten sie alle zusammen noch viele, viele Jahre in Glück und Eintracht.

2. Der kluge Schäfer.

In uralten Zeiten hütete einmal da, wo jetzt die alte Karthause steht, ein Schäfer Namens Bruns. Da fielen die Heiden in das Land mit Brennen und Sengen, nahmen dem Schäfer seine Schafe und schleppten ihn selbst in die Gefangenschaft. Der Heidenkönig aber fand an dem Bruns, der nicht wie andere Schäfer faul, sondern ein schmucker, gescheidter Bursche war, Gefallen und machte ihn zu seinen Jagdjunker, und da der Name Bruns dem prunkenden Heidenkönig nicht

vornehm genug war, so nannte er seinen neuen Jagdjunker von nun an Bruno.

Nun lebte Bruns herrlich und in Freuden und machte es ihm keinen Kummer mehr, daß er um seine Schafe gekommen war, hatte er doch jetzt statt seines weißen „schlumprichten" Schäferrocks ein grünes, goldbetreßtes Röckchen an und Geld und Gut vollauf.

Der König gewann den neuen Jagdjunker von Tag zu Tag lieber und machte ihn, zum großen Aerger der übrigen neidischen Hofleute, gar zum Kanzler. Darüber wollte besonders der Oberjägermeister vor Wuth platzen, weil er, wie er meinte, viel näher zu dieser Stelle gestanden habe, und versuchte alle Mittel, den „Schäferknecht", wie er ihn nannte, zu verderben. Aber alle schlimme Nachreden, welche der böse Mann beim König vorbrachte, waren ihm nur selbst zum Schaden; der König glaubte nicht daran und sagte: Oberjägermeister, du bist ein Neidhammel, schweig mir hinfüro ja von dem Bruno still, sonst „flichtst du dir bei mir einen bösen Sessel."

Bruns verstand es auch am besten, dem König mit Rath und That an die Hand zu gehen, denn wenn auch die Schäfer in der Regel unbeschreiblich faul sind, so fehlt es ihnen, wie aller Welt bekannt, nicht an Pfiffigkeit und mancherlei Künsten, die ihnen nicht Jeder nachmacht. Auch ein lustiger Springinsfeld war der Bruns und konnte den König in trüben Stunden aufheitern und vom Weinen zum Lachen bringen.

Der König hatte aber auch einen Lustigmacher vor allen Dingen nöthig, denn auf seinem Herzen lag ein schwerer, schwerer Kummer; er hatte nämlich keine

Kinder, sein einziger Sohn war im Kriege geblieben, und — mit seiner einzigen Tochter stand es noch viel schlimmer, davon mochte man gar nicht gern sprechen. Die Prinzessin war nämlich ohne ihr Verschulden eine schreckliche Landplage geworden. Sie war schöner gewesen, als irgend ein Frauenzimmer auf der Welt und hatte neben vielen andern auch die Augen eines mächtigen, häßlichen Zauberers auf sich gezogen. Als der nun um sie freiete, wies ihn die Jungfrau höhnisch zurück und sagte: „lieber wollte sie einen Drachen heirathen, als ihn." Da wurde der Zauberer bitterböse, berührte das schöne Mädchen mit seinem Stabe und rief: „Nun werde selbst ein Drache und friß Land und Leute bis du satt bist." Im Umsehen war die schöne Prinzessin verschwunden und wälzte sich als ein scheußlicher, brüllender Lindwurm auf den bunten Teppichen des Zimmers, daß der ganze Palast dröhnte. Erschrocken lief die Kammerfrau herbei um zu sehen, was sich mit ihrer Herrin begeben habe, aber da lief sie dem Ungethüm gerade in den Rachen. Alles was nachfolgte, mußte dem Drachen unter die Zähne, sogar ein ganzes Regiment Soldaten mit Gewehr und Tornister; bald war die halbe Residenzstadt aufgezehrt. Da dachte der König in seiner Verzweiflung, nun mag mich die verwünschte Tochter auch fressen, und ging zu ihr hinein. Brüllend sprang sie auf ihn los, aber schnell ließ sie ihre Tatzen wieder sinken, denn das vierte Gebot ist selbst den Drachen heilig.

Da flehete der Vater die verwünschte Tochter an, daß sie doch in ein Jagdschloß ziehen möchte, welches mitten im Walde lag und versprach ihr, da es denn

doch nun einmal sein mußte, wöchentlich ein Dutzend Menschen zu liefern. Das war denn die Tochter zufrieden und kroch in den dichtesten Wald nach dem Jagdschlosse. Da hatte sie nun schon Jahre lang gehaust, Tausende von Menschen gefressen und wollte doch nimmer satt werden. Alles, was auf ein paar hundert Schritte dem Jagdschlosse nahe kam, mußte in ihren unersättlichen Magen; selbst alles Wild putzte sie weg, so daß der Wald rings um das Schloß ganz verödet wurde. Viele geschickte Doctoren waren ganz hinten aus dem Morgenlande gekommen und hatten ihre Mittel versucht, um den Appetit der Unersättlichen endlich zu stillen; aber Alles vergebens, wenn sie mit ihren Mitteln der Prinzessin nahe gekommen waren, so verschlang sie die Doctoren mit sammt ihrer Medicin und sah sich noch nach mehr um.

Als nun eines Tages der unglückliche König sich vor Verzweiflung das Leben nehmen wollte, weil ihm die nimmersatte Tochter wieder eine ganze Compagnie seiner besten Grenadiere verschlungen hatte, sagt Bruns zum König:

Herr König, Euer Herzeleid geht mir gar zu nah, ich habe lange hin- und hergesonnen, Etwas herauszufinden, womit man die gnädige Prinzessin satt machen und erlösen könne, mit Gottes Hülfe denke ich, soll es mir jetzt auch gelungen sein.

Die Hälfte meines Königreichs schenkte ich dir und die erlöste Tochter dazu, wenn du dies Leid von mir und meinem Volke nehmen könntest, seufzte der König, aber, aber — —

Das soll ein Wort sein, Herr König, sagte Bruns,

nun laßt mich nur nach dem Jagdschlosse ziehen und meinen Pfiff anbringen; Keiner soll mich begleiten außer dem Oberjägermeister, der soll mir den Weg zeigen. — Dann werde ich dich gewiß nicht wiedersehen, mein guter Bruno, sagte weinend der König, und nun willst du noch dazu mit deinem ärgsten Feinde gehen, mit diesem Bösewicht, den ich nächste Woche einziehen und hängen lassen wollte, weil ich weiß, daß er mit Gift umgegangen ist. Gehst du mit dem Schuft fort, mein armer Bruno, so kommst du vielleicht nicht einmal lebendig bei meiner Tochter an, und sticht dich der Bösewicht unterwegs nicht todt, so mußt du mit ihm zusammen in meiner Tochter Magen liegen.

Ei, Herr König, habt guten Muth, sagte der Kanzler, ich vertraue auf Gott und auf meine Schäfertasche.

Der König schüttelte betrübt den Kopf und ließ ihn ziehen.

Bruno ging nun in eine abgelegene Kammer, suchte seine alten Schäferkleider wieder hervor, setzte seinen breitkrempigen Hut auf, nahm auch seinen Schäferstab zur Hand und füllte endlich seine Hirtentasche mit ein paar tausend Goldstücken. — Wie ein Lauffeuer ging es unterdeß in der Residenz um, daß der Kanzler die Prinzessin satt machen und erlösen wollte. Das war ein Fest für die neidischen Hofleute, welche sich alle versammelten, um ihm das Geleit zu geben. — Als der Kanzler nun plötzlich in seiner ehemaligen Schäferkleidung unter sie trat, lachten sie höhnisch auf, machten ihm spöttische Bücklinge und

boten sich alle zu Begleitern an, denn jeder der Schadenfrohen wollte den Verhaßten gar zu gern mit Sack und Pack in den Rachen der Prinzessin wandern sehen.

Bruns wollte ihr Gefolge aber nicht haben und sagte: Nur du sollst mich begleiten, Oberjägermeister, du kennst den Weg am besten. Ei, das ist eine große Ehre für mich, Herr Kanzler, sagte der Oberjägermeister und machte ihm zum Gelächter aller Neider hinterm Rücken eine lange Nase. — Bruns kannte aber den Bösewicht sehr wohl und hatte die lange Nase auch wohl bemerkt. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, dachte der Pfiffige und marschirte mit seinem falschen Begleiter auf den Wald los.

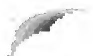
Als Beide nun in den furchtbaren Wald traten, fing der Oberjägermeister wieder an: wie freut es mich, Kanzler, daß du mich allen Collegen vorgezogen hast, dafür werde ich dir auch beistehen als ein Freund in der Noth und wenn ich darüber selbst gefressen werden sollte.

Nun gut, sagte der lustige Schäfer, ein Freund in der Noth ist Goldes werth; hier faß' in meine Schäfertasche, da steckt Etwas für dich, nimm so viel du willst. — Der Oberjägermeister, der wie alle Bösewichter geizig war, griff gierig in die gefüllte Tasche und zog beide Hände voll Gold heraus. Doch wo sollte er nun damit hin, er hatte in seiner knappen Jägerkleidung keine Taschen und wollte das Geld doch gern an sich behalten, denn, dachte er, wenn ich es dem Bruno aufbewahren lasse und er gefressen wird, so geht mein Geld mit verloren. Gieb mir, bester Freund, sagte er darum zu Bruns, doch deine Tasche,

ich will sie dir tragen und mir das Geld darin aufbewahren, denn ich kann es in meinem Jägerkleid nicht unterbringen.

Die Tasche kann ich dir nicht geben, antwortete der Schäfer, weil sie in ihrem Futter das Mittel enthält, womit ich die Prinzessin zu sättigen und zu erlösen denke; gebe ich aber die Tasche von mir, so verliert der Zauber seine Kraft. Doch halt, sagte Bruns und legte den Finger an die Nase, da fällt mir Etwas ein, da habe ich ja in meinem Schäferrocke Taschen wie Kornsäcke, den Rock will ich dir borgen, dann kannst du das Geld bequem fortbringen. Komm laß uns schnell die Kleider wechseln.

Der Oberjägermeister dachte, in dieser Wildniß sieht dich Niemand mit dem schmutzigen Kittel, und das Geld ist es werth, daß du auf ein paar Stunden dies Knechtskleid auf dem Leibe behälst. — Gesagt, gethan, der Falsche zog den langen Rock an und ließ alles Geld aus der Hirtentasche in seine tiefen Rocktaschen gleiten, auch nicht einen Ducaten ließ er dem Bruns und dieser wurde auch gar nicht böse darüber, sondern forderte ihn munter auf, nur tüchtig zuzugreifen und Alles beizustecken. Der Jägermeister steckte sich so voll, daß er sich wie eine Schildkröte fortschleppen mußte. Wie zum Spaß setzte der pfiffige Bruns dem Geizhals jetzt auch noch den Schäferhut auf und nahm dafür die grüne Jägerkappe, auch den Schäferstab gab er ihm in die Hand und nun war der Jäger ein vollkommner Schäfer, auch schlenderte er eben so faul, wie je ein Schäfer hinter seiner Heerde, denn er konnte wegen des vielen Geldes nicht



recht fort. Bruns aber dachte, so ists recht, nun bist du, wie du sein sollst. — Bald sahen sie das fürchterliche Jagdschloß aus dem dichten Gebüsch hervorblicken und schon konnten sie das Gebrüll der Drachenprinzessin hören, welche die beiden Wanderer bereits in ihrer Nähe witterte. Da rief der Oberjägermeister erschrocken: Nun adieu denn so lange, bester Freund, nun gehe hin und versuche dein Zaubermittel, ich werde dich hier erwarten. Schön, sagte Bruns, ich bin bald wieder hier, und — das war er auch, denn kaum war er einige hundert Schritt in das Dickicht auf das Schloß losgegangen, als die fürchterliche Prinzessin ihn witterte und feuerspeiend durch die Büsche brach. Da ließ aber Bruns die Beine nicht ruhen und lief in seiner leichten Jägerkleidung, behende wie ein Hirsch, grade auf den verkleideten Oberjägermeister los und schrie: Hülfe! Hülfe! Bruder Schäfer! Die Prinzessin kommt! — und damit sprang er schon an dem zum Tode Erschrockenen vorbei. Der Bruder Schäfer wollte seinem leichtfüßigen Cameraden nachlaufen, aber die goldbeschwerten Taschen schlugen ihm um die Beine, — schnapp hatte ihn die Prinzessin weg und mußte lange würgen an dem dicken Kerl, dem die Taschen so steif und voll hinstanden. Indeß konnte Bruns sich auf einen hohen Baum in Sicherheit bringen, um daselbst die Erlösung der Prinzessin abzuwarten, denn satt mußte sie von dem Schäfer werden, das war gar keine Frage.

Wer nämlich einen faulen Schäfer frißt, der verdirbt sich den Magen und verliert allen Appetit; das hatte, wie Bruns wußte, schon mancher Wolf erfahren

müssen und darum hatte der Pfiffikus seine Karten so schlau gemischt, daß der böse Oberjägermeister als Schäfer der Prinzessin in den Rachen spazieren mußte. — Wie Bruns berechnet hatte, so kam es auch; kaum hatte die Drachenprinzessin den Bösewicht verschlungen, als sie sich auch schon zu übergeben anfing, und — herauskamen die Hunderte und die Tausende, welche sie die ganzen Jahre hindurch verschluckt hatte, die Herrn und die Damen, die Ritter und die Knechte, die Bauern und die Soldaten in voller Uniform, an welcher Nichts in Unordnung gekommen war. Das gab ein Jubel und Freudengeschrei, daß der Wald dröhnte und zitterte. Ganz zuletzt kam auch der eben verschlungene, vermeintliche Schäfer aus dem erschöpften Magen der Prinzessin, da schloß sie aber, als er noch nicht ganz heraus war, vor Ermattung den Rachen und biß ihm den Kopf entzwei. So war denn der böse Oberjägermeister der Einzige, der ins Gras beißen mußte, aber das war ihm recht.

Auf einmal verschwand auch vor den jubelnden Leuten der schreckliche Drache und statt seiner stieg die schöne Prinzessin, die noch alle Leute kannten, aus der Erde hervor. Nun kam auch Bruns, geschwind wie ein Eichhörnchen, von seinem Baume herab, stellte sich der schönen Königstochter vor und sprach: Allerdurchlauchtigste Prinzessin, ich habe die Ehre gehabt, Ihr Erlöser zu sein, wollen Sie mir nicht gefälligst ihren gnädigen Arm geben, damit ich Sie Sr. Majestät, Ihrem Herrn Vater, zuführe?

Ich weiß Alles, mein guter Bruno, sagte die

Prinzessin mit ihrer feinen Stimme, hier hast du meinen Arm und meine Hand dazu.

Hurah, es lebe unser Kronprinz und unsere Kronprinzessin, schrie das versammelte Volk und begleitete jubelnd das Brautpaar zum königlichen Palaste. Man kann sich denken, wie sich der Vater freute, als er sein erlöstes Kind wieder in die Arme nahm. Der König hielt nun auch richtig, was er versprochen; Bruns heirathete die Prinzessin und bekam die Hälfte des Königreichs dazu, und als der Alte starb, war ihm natürlich das ganze Reich vermacht.

Da hat denn der König Bruno I. noch viele, viele Jahre mit seiner schönen Gemahlin regiert, auch hat er dafür gesorgt, daß seine Gemahlin, sein Schwiegervater und seine ganzen Unterthanen durch die heilige Taufe zu guten Christen gemacht wurden.

Schwänke.



1. Ein Fastnacht-Spiel,

der Schevekloth genandt, welches nach erhaltener Schlacht für Soltaw der Bischof zu Hildesheim halten und seinen Stiftsadel damit perstringiren lassen. Anno 1520. *)

Die Actores sind gewesen:

Luleff Barkmeyer. Curd Illingers.
Hans Alven. Hinrich Raue.
Hans Barendes. Marten Schwartekop.
Hinrich Hartwich. Curd Borchers.
Hans Oliberg. Harmen Koppenstern.
Moritz Alven.

Mid Orlove kome wi hir thor Stede;
God spare uns alle in sinem Frede
Und geve uns alle Geluckes vel;
Wi bringet ein nie Vastelavends Spel,
So bidde wi ju ersamen Hern,
Dat gi uns dat thom besten keren,

---

*) Dieses Spiel ist nach mehreren verglichenen Handschriften, im ersten Bande der Zeitschrift des Museums zu Hildesheim abgedruckt. Vergl. die Anmerkungen.

Ok bidde wi ju alle gelik
Old, junk, arm und rik,
Nu horet tho und weset stil
Und horet wat ik ju seggen wil.
So möge gi marken und verstan,
Wo id dem Brilmaker is gegan
Mit tein Boven tho einer Stund,
De hebbet up on maked ein Vorbund,
Und hebben sek des vordragen,
Se wolden on uth dem Lande jagen.
Nu schal ein islik vorstan,
Wo dusse Boven weren gedan:
De erste konde vor de Finger sein,
Alse vaken is geschein;
De andere Bolten feddern konde;
De dridde beiden Parten gonde,
Den Tover up beiden Schuldern drog;
De verde provede sin Gefog
Und leit dar lopen den Scheven Klod;
Den veften des ok nich vordrot,
Dat he malken up der Tungen lopen leit;
De seste wuste gud Bescheid,
Wo he scholde under dem Hode spelen;
Dem sevenden dat ok nich en schelde,
Dat he recht konde maken krum;
De achte was ok nich dumm,
He konde sunder Water slipen,
Dar tho up einem Stocke pipen;
De negede vor den Thun stotte;
De teinde kokede twe Kol in einem Potte.
Wo dusse Dinge sind geschein,

Werde gi alle mit Ogen sein,
De Rede wil ik nich mehr vorlengen,
Wi wilt hir na unse Spel betengen.

De Brilmaker.

Help God, schalme seggen.
Ik mot mine Ratscop thorechte leggen,
Mi dunket dat si wol arbeidens Tid.
Ik hebbe gedan so groten Flid,
Brilmaken so meisterliken lert
Und hebbe mi dar lange van genert,
Ok mennigen Gulden darmede vorworven,
Sunder nu is min Handwerk scher gestorven.
Dat kumpt van Dingen de nu schein,
Dat me so wol kan dor de Finger sein,
Dar werd min Handwerk mede voracht.
Wol hebbe ik minen Kram hir mede bracht,
Ob ik hir konde Drankgeld warven.

De erste Bove.

Wo levestu Kerel? wultu starven?
Du klagest din Handwerk wil di nich neren?
Ik wil di wol wat anders leren,
Wente der tein Boven bin ik ein:
Ik kan wol dorch de Finger sein.

De Brilmaker.

Ja wat kann dat vor Bate bringen?
Schullen de Geistliken lesen unde singen,
So kann me der Brille nich entberen.

De erste.

Truwen der Brille ik nich begere,
De bruken de kranken und olden
Und moten de Nase dar harde bi holden,
Scholden se wat kennen dor den Brill.

De Brilmaker.

Nu hore wat ik di seggen wil:
Monneke, Papen, Nunnen und Gelerden
Holden den Bril in groten Werden.
Ik hebbe dat dick und vaken sein,
Wen se on van der Nase tein
Se sein gar even wor se on leggen.
Wat kannstu dar entgegen seggen?

De erste.

Ja dat is altomalen war.
De Bril blift ok nich like klar;
Sunder de dor de Finger sut
Wat over ses oder seven Milen schut,
Dat wil ik loven aldermeist.

De Brilmaker.

Thu migen dar du steist
Und lop dar de Düvel is,
Du bist ein Tuscher dat is wis,
Eder ik wil di up den Nacken slan.

De erste.

Nu wil ik tho moinen Selbrodern gan,
Du schast sein dat schal die ruwen.
Ik wil di helpen ein Beer bruwen,
Dat schaltu allene drinken.

De Brilmaker.

Van drawende sut men nemande hinken.
Ik achte dat alse ein Haverkaf;
Barne mi jo den Fischdik nich af!

De erste.

Nu horet her, horet her, leven Gesellen,
Ik wil ju hir wat nies vertellen
Van den Brilmaker, dat schole gi vorstan:
He drawede mi ser he wolde mi slan,
Dat moste ik ju openbaren,
Wo ik dar scholde vorder bi faren.

De andere Bove.

Dat mote wi alle over leggen,
Ein jeder schal sine Mennig seggen,
Dar neme wi uth den besten Rad.

De derde Bove.

Dat scholde wol nich werden quad.
Wi moten einen Rad tho Hope maken,
Dar wi mede an on raken.

De erste.

Dat mot jo eher ja lever schein.
Ik kann wol dorch de Finger sein,
Ik late gan varen unde riden,
Wol mod ik Schaden mede liden,
Noch verlore ik ein Oge tho dusser Tid,
Up dat he siner beider worde quid.

De ander.

Des schal mi ok nich vordreten.
Ik fedder de Bolten, ein ander mag scheten;
He mag drepen ist he kan.
Ik wil nergen weten van
Und late mi anders nich affragen.

De derde.

Ik kann den Tover up beiden Schuldern dragen
Und twen Hern to like denen,
Orer nenen mit Truwen menen.
Ik mene ik wil so vel bedriven,
He schal vor uns nich konnen bliven,
Dat si den Schaden eder Schande.
Wi wilt on knabestern uth dem Lande;
So nawe schal he sek nich waren.

De verde Bove.

He schal drade van hir varen,
Wente ik bin also starken Mann,
Dre edder veer ik up miner Tungen dragen kan
Hir und dar breid wid und veren,

Dar mede dene ik Forsten und Heren.
Ik wil wol so vele klaffen und seggen,
He schal sinen Kram to Hope leggen.

De voste Bove.

Ja truwen dat mod schein!
Me kan tho enkede vor den Bril sein;
Dat love ik nich tho minen Huse,
Wente ik so gern blind rusche
Und bin de sulve Man,
De under dem Hode dobbeln kan.

De seste Bove.

Ja, dat sind de rechten Stucke,
Ik weit ok der sulven Mucke,
De wil ik ok hir mankat reken:
Ik kann wohl vor den Thun steken
Und hebbe sus mannigen stod,
De sek vor mi nich hadde gehod
Und wußte nich wor dat herkam
Und kreg dardorch mannigen Gram
Beide van Finden und van Frunden.

De sevende Bove.

Help we kan dusse Stucke grunden,
De hir nu werden vorhandelt.
Mi dunket de Werld sek vorwandelt.
Darum hebbe ik eine Kunst gelert
Und mi dar lange van genert,
Dat ik recht kan maken krum.
Mennige Minsche is so dumm,

De dusse Stucke nich vorsteit,
Wat one vaken mislikem geit
Und mod des entgelden in allen Enden.

De achte Bove.

Hor, ik kan slipen und wenden
Mid beiden Henden like Tal;
Sulven ik dat seggen schal.
Ok kan ik smeicheln und lipen
Und kan ok sunder Water slipen
Und komen einen so slippern an,
Dat he vor mi nich bargen kan,
He mod mi seggen al Bescheid,
Wen ik dann sine Harte weit,
So is id bi mi besloten,
Alse Water in ein Seve goten.

De negede Bove.

Heich nu wol up und an!
Den Scheven Klod ik laten lopen kan
Und bruke des ok mid aller Macht,
Dat si denne Dag edder Nacht.
Hir und dort und ilder Wegen
Hebbe ik des also vele geplegen,
Lange Tid und ok dut ganse Jar.
Mi duchte id wolde dragen Far;
Do bedachte ik einen Rad so swinde
Und schikede den Heiken na dem Winde
Und makede mine Sake also slicht.
Kant nu fallen ik holde des nich,
Alse ik wol er hebbe gedan.

De teinde Bove.

Ja, nu schal unse Hand boven stan.
Mengen, plengen und tho stocken,
Twe Kole in einem Potte koken
Sunder Solt und sunder Speck
Und fore den Wagen in den Dreck
Und make mi denne darvan;
Dar fare weder uth we da kann!

De ander.

Nu dusser Stucke is genog
Ein der prove sin Gevog.
Wi wilt dusse Sake overleggen,
Wat wi dem Brilmaker willen seggen,
Dat wi uns mochten an om wrecken.

De erste.

Hort, latet mi ok ein weinig spreken!
Ik hebbe einen Rad vor mi genomen,
Dar mede wil ik an on komen.
Were Vorrederie ein Orden,
So were ik lange ein Abbet worden.
Ik wil gan up der Steden.
Und mi vor einen Apostel kleden
Und wil hen tho om gan
Und wil om maken enen guden Wan
Und wil om do bekand,
Wo ik van Godde si tho om sand,
Dat he schulle tho Himmel faren.

De ander.

De Duvel schal one bewaren!
Wan wi on kriegen in unse Macht,
He schal nich levers hebben gedacht.

De dridde.

De Rad mi ser wol befelt.
Wen dat worde so bestelt,
So wolde wi uns an ome wrecken
Und ome beide Ogen uth stecken.
He scholde dat Brilmakent vorgeten.

De erste.

Ick wil nich lenges bettern
Und wil hen tho om springen
Und wil on noch dally mede bringen.

Tho dem Brilmaker.

God grote di, du gude Man,
De wol Brillen maken kann,
Dar dorch Misse und Tide werden gelesen;
Des wil God din Beloner wesen
Und schalt mit mi tho Himmel faren,
Ik wil di an allen Enden bewaren.

De Brilmaker.

God hebbe Lof, Dank und Ere!
Wat bringestu mi gude Mere!
Nu bidde ik van gansem Harten di,
Berichte mi wo din Name si.

De erste.

Sunte Peter bin ik genandt;
God heft mi sulver tho di sand,
Drum snelle di und ga mede;
Ik will di bringen up eine Stede
Mank de Apostel, des love mi;
De hebben so grod Verlang na di.

De Brilmaker.

Ik vorlate min Gud altomalen,
Up dat ik kome uth dussem Jamerdale;
Min Handwerk doch vordorven is.

De erste.

De Himmel is hir boven dat is wis.

De verde.

Wanne, wat mi ser vorlanget!
Ik mene, se sind vor beide gehanget,
Darumb mot ik eins oversein.
Help, wo schal he mid om her tein,
Alse de Bodel mit einem jungen Deve.

De voste.

Wenn ik se sege, so worde mi leve.
De Tid waret mi tho male lang;
Ik hebbe dar bi einen quaden Wank,
Dat he mit om so lange is.

De verde.

He bringt one mede, dat is wis.

De erste.

Nu komet her, gi Apostel klar
Hir bringe ik einen in use Schar.

De seste.

Ja, dat do wi geren also draden.

De Brilmaker.

Oh, nu bin ik armer Man vorraden!
Were ik nu dod, dat were mi lev.

De seste.

Wat segstu, rechte lege Def?
Du schast starven van minen Henden!
Dat schal nemand wedder wenden.

De achte.

Dat wil om nich anders boren,
He heft sek vaken laten hyren
Und grote sproken van sinen Brillen;
Lat nu sein wat se om helpen willen!
Du sedest me konde wedder singen edder lesen,
De Brillen mosten dar mede wesen;
So konde me alle Ding wol besein.

De negede.

Om is warlik recht geschein!
Al wat du segst, dat mostu legen.
Lestu di nich so slimliken bedregen,
Dat sunte Peter wolde tho di komen!
Do schostu hebben einen Bril genomen
Und heddest on up de Nesen set,
Dar tho einen groten Buren Schett;
So heddestu beide roken und sein.

De erste.

Om schal draben Lede schein;
Ik mach on nich mer horen spreken,
Ik wil om de Ogen uth dem Koppe stecken.

De Brilmaker.

Tho jodute, tho jodute over al!
Dat ik dussen Homod liden schal
Und hebbe mid alle neine Schuld!
Wol mot ek darmet hebben Dult;
Ik hope dat wil God vordreten.

De teinde.

Wanne, des wultu wol geneten!
Thu hen und segge du hebbest hir wesen!
Du mogst nu im dustern lesen;
Settestu Brillen hinden und vor,
Du segest dar nich ein vehsen dor.
Dat kumpt van Stucken de wi vorhandelt,
Dat sek de Dinge sus vorwandelt,

Dat de seiende werden blind,
Scholde des ok entgelden Kindeskind.

De Brilmaker.

Och God, mi is so Lede schein!
Ik kan nich Dages Licht mehr sein,
Und lide dar tho so grote Smerte!
O God troste min bedrovede Herte!
(Hir schal he up de Knie sitten gan und folden de Hende.)
God hebbe Lov und Dank jümmer mere!
Wat bistu ein barmhertich Here,
Dat du dorch de Gnade din
Mi wedder gifst dat Gesichte min.

De erste (schal wedder uth gan).

Help, wat schal ik hir af seggen?
Do ik mi wolde tho Bedde leggen,
Do kreg min Hovet so sware Pin
Und vorlos dar tho de Ogen min.
Wat schal ik nu anne gan?
Hebbe ik weme tho Lede dan,
Dat mot ik nu leider al betalen.
We wil mi doch einen Jungen halen,
De mi bringe van dusser Stede?

De Brilmaker.

Gude Frund, wes tho Frede!
Ik wil di bringen wor du wult;
Hir umme hebbe gude Duld.
Nu wil ik mi nich melden;
Ik wil om dat wedder vorgelden

Alle quadt dat se mi heft gedan;
Ik wil mid om na dem Molenkolke gan.

(Hir stott he one in dat Water.)

De erste.

Helpet, helpet mi armen Blinden,
Dat ik wedder tho Over finde.

De Brilmaker.

Kannstu nich im dustern ramen?
Bade uth in aller Engel Namen!
De Brilmaker heft di tho Bade brocht;
Ik hebbe mines Leides weder docht.
Kondest du nich dorch de Finger sein,
Dat di dut nich were beschein?
Du magst veiken, plasken und palen,
Jegen Morgen wil ik die Hulpe halen.

Conclusio.

Nu hebbe gi alle wol verstan,
Wo id dussen Boven is gegan.
Or mengent, plengent und falsche Mucke
Is komen tho orem Unglucke.
Nu is de Brilmaker noch ein Man,
Des der Boven nein bettern kan.
Und is vaken also geschein,
Dat dar word dor de Finger sein,
Enem andern Schaden tho fogen
Und mostet mit sinen egen Erse uth drogen.
Dorch Had und Homod dut alle schut,
Alse me alle Dage und Ogen sut;

Under dussen ten Boven me dat befind,
Wente id seltsam Planeten sind.
In der Astronomia werd van on nich gelesen;
Wol hebbet se dut Jar de oversten Planeten wesen.
Jk wil vortigen dusser Rede;
Wi moten up eine ander Stede
Und dar vorder openbaren
Wo de Brilmaker is gevaren.
Dar na mote uns God alle geven,
Dat wi mit om ewig leven;
Des hulpe uns Maria de Jungfraw sart
De vor uns Goddes Moder ward.

2. Ein lecherlicher Ausspruch des Burgermeisters zu Hildesheim.

(Wilhelm Kirchhofs Wendeunmuth, gedruckt 1573.)

Im Land zu Braunschweig zu Hildesheim, hat sich ein seltzsam Geschicht Anno 1557 begeben, wie mir von meinem Wirt daselbst erzehlet. Ein armer Bauwrsmann hat auf zweien Eseln etwas in die Stadt zu Markt geführt und, nachdem er etliche Groschen daraus gelöset, wolt er auch einmal wohlleben, geht in die Garküchen, einen guten Braten zu essen und bindet hart dabei seine Esel an die Wand. Die armen Thier aber waren ja als durstig und hungrig als ihr Herr, darumb rissen sie sich los, suchten hin und wieder ob sie mochten Wasser finden. Nun hett der Apotheker, so nahend bei der Garküchen wohnet, eben etlichen Claret abgelassen und geleutert, denselbigen in zweien Kübeln unden im Haus stehen lassen

und sich zu Tisch gesetzt. Das Gesind aber hett die Hausthüren zu beschließen vergessen, und kamen diese Esel von ungefär hinein und soffen vor Durst den einen Kübel gar aus und von dem andern nit ein wenig.

Dieses starken getranks waren die Esel ungewohnt, wurden davon ganz trunken, tanzten und sprungen auf dem markt herumb, als ob sie unsinnig wären. Derhalben ein groß Zulaufen, dem Spektakel dieser Esel zuzuschauen sich erhub und alle die es sahen lachen mußten, wurd der Apotheker solches zum letzten auch innen, geht herfür und höret, daß die beiden wunderbaren Esel aus der Apotheken gegangen. Da besiehet und merket er an den ledigen Gefäßen, daß sie den Claret ausgesoffen hätten.

Nach langem erforschen ward ihm, daß der Bauwr dem die Esel zuständig, in der Garküchen säß, angesagt. Denselben fuhr er mit ernsten und zornigen Worten an, da daß er seine Thier nicht verwarnt und sie ihn um den Claret gebracht, selbigen bezalen solt. Der Bauwr antwort, er hetts den Eseln nicht befohlen. Solches nahm der Apotheker als Spott auf, und ließ ihn vor den Burgermeister fordern, beklagte ihn heftig und bat, dieweil er seine Esel nicht angebunden, er ihm nicht allein für seinen Claret genügen, sondern auch einer strafwürdig zu sein gesprochen werden sollte. — Hergegen sprach der Bauwr, ich bitt diese Klag als nichtig zu erkennen, hett er aber sein Haus und Claret verwahret, und wär ihm dann von mir oder meinen Eseln etwas unraths begegnet, so müßt ich mich nach der Billigkeit verhalten. Solches

aber ist nicht geschehen, und dafür daß meine Esel wie es eines unvernünftigen Thiers gewohnheit, zu der offenen Thür, die der Apotheker sollt verschlossen haben, sind eingegangen, muß er mir so sie am Trunk stürben, den Schaden stehen.

Der Burgermeister antwort und sprach: Wie wär es, wann ihr auf beiden Seiten, was ich darin für recht sehe, leiden wollt? Warumb nicht? sagten sie. — Fragt der Burgermeister den Apotheker, ob die Esel zum Trinken gestanden, oder gesessen hetten? Ei was fragt ihr da Herr, sprach der Apotheker, es waren keine Benk bei dem Claret, auch kann man wohl gedenken, daß die Esel zum Trinken gestanden haben. Antwort der Burgermeister: Wolan so weiß ich nicht anders zu erkennen, daß da ihr selbst achtet die Esel hätten gestanden, der Trunk ihnen als ein Ehrentrunk zu rechnen, hetten sie aber darzu gesessen, sollt es ihnen für eine Zech gehalten werden. — Also schieden sie ab und sintemal der Apotheker, daß man ihn verirrete, nit wol leiden mochte, ließ er sich weiter an die Esel zu reiben underwegen.

3. Von der Eulen zu Pein.

(Wilhelm Kirchhof. Wendunmuth.)

In dem Stift zu Hildensheim ist ein fest Haus oder Stätlein gelegen, Pina genannt, daselbst hat sich vor alten Jaren, als die Leut nit wie jetzund verschmitzt waren, ein seltsam und abenteuerlich geschicht begeben, nemlich also: Es war ungefehr des nachts in eim Stall oder Scheuern eines Burgers, der großen

Eulen eine kommen, die man Schuhu nennt, und dorft sich vor forcht der andern Vögel am Tag nit wieder herausthuen. Ein Knecht desselben mannes wolt des morgens früh stro langen und wird dieses Vogels gewahr, erschrickt heftig und lauft eilents hin, solches seinem Herrn anzuzeigen. Welcher, wie er dies Thier ersicht, nit mit wenigerm Schrecken denn der Knecht umbgeben, lauft und rüft die ganze nachbarschaft, sich und die seinen zu erretten, zusammen. Hiervon entstund gar bald durch den ganzen Flecken ein rumor und geschrei, also daß menniglich dies Monstrum umzubringen, mit harnisch, Büchsen, spießen und wehren, gleich als der feind vorhanden, auch die Herrn des Raths und der Burgermeister selbst diesem Haus zueilten. Doch in summa wer dies Thier ansah, ward gleich einen todten Menschen, so daß sie auch derhalben keiner weibspersonen, bevor den schwangern, einiges wegs wollten gestatten diesem ort zu nahen.

Es war aber einer under der Burgerschaft, von person stark, der große thaten und Mannheit in kriegen oft erwiesen, und andern fürnemlich verümpt. Dieser schalt der andern kleinmütigkeit und sprach: Mit ansehen würd man diesem grewlichen Ungeheur nit wiederstehen und es vertreiben, sondern man müsse den ernst dagegen gebrauchen und an die Hand nehmen, auch sehe er wohl, daß sie alle zu weibern worden, und keiner den Fuchs beißen wollte. Ließ ihm darmit seinen Harnisch, Tägen und langen spieß bringen, lehnt ein besonder leiter nach seinem vortheil allein hinaufzusteigen und zu sehen, was die unge=

wohnliche Bestie vermöcht. Sein fürnemen ward von menniglichem gelobt, doch wider von mehrentheil ganz sorglich geschetzt, befohlen in darumb dem lieben Ritter St. Georgen, wünschen ihm kraft, überwindung, und schreien ihm im hinansteigen alle zu: Er sollt mannlich fechten. Als er nun schier hinzukam und die Eul ihn ersahe, daß er an sie wolt, blieb sie still sitzen, (denn von der meng des volks und dem geschrei ward sie verwirrt, daß sie nit wußte wohin aus) verwendet die Augen, streubet die Federn, sperrt die Flügel auf, gnapt mit dem schnabel und ließ schrecklich ihre Stimm hören, schuhu, schuhu, schuhu. Da ruften sie alle ingemein, stich, stich, stich. Antwort der mannlich Held: Ja wer allhie stünde, würde nit sagen stich, stich. Vor ängsten hätte er wohl ins Futter gethan, und mußte halb onmächtig wieder herabsteigen, darnach war keiner, der sich dieser Gefahr undernemen und bestehen wolt.

Nun war es an dem, daß diese giftige unart mußt dannen gethan werden, oder aber der ganze Haufen schadens, so darauß entspringen möchte, würde zu gewarten haben, denn sie glaubten alle, daß, wie die Eul mit dem Schnabel knapte und schuhu sagte, hette sie ihren sterksten krieger vergiftet und tödlich beschädigt. Aus diesen erheblichen ursachen ward mancherlei gerathschlagt, doch letzlich des Burgermeisters anschlag folg zu thuen beschlossen. Welcher, nachdem es eine gantze Gemein belangt und ein schwere sorgwirdige sach were, sah er fürs best an, daß aus gemeinem Seckel diesem Mann für seine Scheuren, Stro und Heuw, ja allen kosten, ein gleiches geschehen und mit

diesem Thier, dem doch niemand seiner erschrecklichkeit halber genahen durft, verbrennt sollt werden. Denn besser wer es dieser Mann trüg gedult des geringen Schadens, nehm Gelt und bauwet ein ander und wohl bessere Scheuwren, denn sie alle sorgen leben müßten. Also ward diese fromme Eul, der seel Bock genedig sei, von den Peinern, die noch heutiges tags das gespött darumb leiden müssen, unschuldig und jammerlich umbbracht und ist noch bis auf diesen tag nicht wieder lebendig worden.

Ist einer keck zieh er gen Pein,
Und geh daselbst zum Bier und Wein,
Frag sie was ihn die Eul gethan,
Warumb sie die verbrennet han.
Und trink mit ihr den letzten aus,
Kommt er ungeschlagen wieder hrauß,
Wil ich ihm was er drinn verzecht,
Duppelt bezahlen wie es recht.

4. Der Habakuck.

(Wilhelm Kirchhof. Wendeunmuth.)

Fast auf der mitt, zwischen Hildesheim und Pein, nicht fern von einem Schloss, Steuerwalt genannt, liegt ein Dorf mit einem sehr hohen Kirchthurm, Borsheim oder Borsum geheißen. Desselbigen Bauwrn haben alleweg, daß sie mit einem Schalk hinder den Ohren beladen, die nachred leiden müssen. — Diesem Dorf hatten die Raubvögel an jungen Gänsen, Hünern und Tauben großen schaden zugefügt, derhalben sie dem wer einen umbrächt oder finge, ein besondet und benennt Geschenk verhießen. Da kehrten alle fleiß an,

doch glückt es zum ersten des Greben, das ist des Schultheißen Sohn im Dorf, daß er der großen Weihen einen, so den jungen Hünlein auffetzig sein, mit einem Garn erwischte. Nun hett er wol gehört, daß die Herrn und Edelleut an des Bischoffs Hof etliche dergleichen Vögel zum Wildwerk abrichteten, auf den Händen trügen und für großes Geld kauften. Darumb behielt er den Weihen lebendig, bracht ihn seinem Vater, des Handels berichtende, verhoffte auch einen guten Zehrpfennig darvon zu bekommen. Der Vater fiel dem Sohn bei, meint aber, dieweil der Schaden von dem Weih jedermann widerfahren, müßte aus was Nutz von dem Vogel käm, der ganzen Gemein zum Besten gereichen. Ließ darmit die Glocken läuten, die Nachbauwren zusammen berufen und erzehlet ihnen was sich zwischen seinem Sohn für Red verlaufen. Nun kenne er den Vogel besser denn sein Sohn, es sei ein Habakuck, solche Vögel kauften die großen Herrn um viel gelt. Demnach wär seine meinung, daß diesen Habakuck niemand anders denn der Bischof von Hildesheim, ihr Herr haben und ihm geschickt werden sollt, es würd das ohne ein groß Geschenk nicht abgehen, darin sie seinem Sohn mehr als einem andern Vortheils zuzulassen, sonder Zweifel sich bescheiden würden. Die Männer waren dieser Rede erfreuet und wohl zufrieden, machten einen aus der am besten beredt war, den Bischof mit dem Vogel zu verehren und satzten ihm den in einem Rückkorb, mit sich zu tragen. — Als dieser Bauwr gen den Steuerwalt, da der Bischof damals Hof hielt, kam, wollte er keinen einigerlei Rede, was er begehrte, gestatten, sondern

sagt, daß er selbst mit dem Bischof zu handeln hett. Solches ward der Bischof gewahr, ließ den Mann vor sich in seinen Sal fordern, mit Begierlichkeit etwas Neues zu erfahren. Der gut Bauwr trat herein mit keiner reverenz, on daß er seinen Hut ein wenig abzog, setzt den Korb nieder und sagt auf seine Sprache: „Gnedige Herrn, de Männer von Borsum, mine Nabers, schenken juwer gnaden hier en Habakuck unde ik ok.“ —

Der Bischof und seine Diener wurden dieser Red überaus lachen und hießen ihn den Korb aufthuen, zu besehen was denn für eine Habakuck darin wär. Das geschah, da wurden sie gewahr, daß es ein Weihe, ein unnützer und schedlicher Vogel war und ehe sie es sorg hatten, wüscht er aus dem Korb, flog durch ein Fenster und that nicht geringen Schaden. Da erzürnt der Bischof und meint die Bauwren hetten solches aus Büberei und Fürsatz also zugerichtet und sprach: „Segge den Männern to Borsum dinen nabers, se schellen mie malk (ein jeder) twe Scheppel Roggen gewen, unde du ok.“ Der gute Mann erschrak, ging hin und zeigte es seinen Nachbauwren, die mußten sampt ihn den Spott zum schaden haben. Wer dies nit glauben wollt, geh in das genannt Dorf und frag darnach, so werden sie ihm gründlich Bescheid geben können, Maultaschen, mein ich, wo er nicht entlauft.

Knecht und Megd die alles benaschen,
Hund die nichts können, denn benaschen,
Katzen die kein Meuß wöllen greifen,
Hennen welche ihr Eier verschleifen,
Ein Sau die ihre Jungen frißt,
Ein Kuh die nimmer zu melken ist,

Ein grindig Schaf und ohne Woll,
Ein Pferd das grindig ist und toll,
Und Esel die keine Sack wöllen tragen,
Wer die verschenkt, Dank zu erjagen,
Wird den haben in allen Stuck
Wie der von Borsum Habakuck.

5. Et is en Slump, *) wenn de Soldate innen Himmel kummt!

Wenn in Hildesheim ein Soldat begraben wird, so hört man deutlich wie die Trauermusik und besonders die dicke Trommel immer sagt: „Et is en Slump, et is en Slump, wenn de Sol — — da — — te innen Him — — mel kummt, et is en Slump, et is en Slump!“ Das schreibt sich noch von einem alten Stadtsoldaten her, der war sein Lebetag ein Firlefanz und Possenreißer gewesen und hatte mehr mit den Karten als mit dem Gebetbuche zu thun gehabt. Als nun dieser Stadtsoldat gestorben war, wanderte er mit andern frommen Seelen, ganz als ob er auch mit dazu gehörte, munter auf die Himmelspforte los. „Oho man sachte Stadtsoldate“, sagte aber Petrus und trat ihm in den Weg, als er sich eben hinter einem frommen, neustädtischen Pastor in den Himmel drängen wollte, „kannst du denn ok wol dat Vaderunse bäen?“ **) Da wurde es dem Soldaten warm im Kopfe und er mußte sich erst lange besinnen, endlich brachte er es denn doch bis auf das „Unser täglich Brod gieb uns

*) Es ist ein glücklicher Zufall, wenn der Soldat in den Himmel kommt.

**) Kannst du denn auch wohl das Vaterunser beten.

heute" zusammen, hier aber fing er an zu stottern und hätte es nicht zum Ende gebracht, wenn der mitleidige Pastor es ihm nicht Wort für Wort zugeflüstert hätte Petrus biß sich auf die Zunge und sagte: „Amen, marschire rin Stadtsoldate!" Gott loff dat ek erst mal drinne bin, seufzte der Schelm ganz außer Athem, dat war en Slump!

6. Der Lateiner. *)

Auf dem Concil zu Basel befand sich auch ein stattlicher, hildesheimischer Prälat, der sich mehr um die ökonomischen Interessen seines Klosters bekümmert hatte, als um gelehrte theologische Streitigkeiten. Uebel empfand aber der Herr zu Basel seinen Mangel an Gelehrsamkeit, und als ein päbstlicher Legat ihn auf verbindliche Weise in zierlichem Latein anredete, fühlte er zu seinem Verdruß, daß hier sein hildesheimisches Latein nicht ausreiche; verlegen suchte er seine wenigen Brocken zu einer Gegenrede zusammen und nahm, als dies übel gelang, in Verzweiflung den Rath an, den ein ihn begleitender, gelehrter hildesheimischer Capellan ihm zuflüsterte: „Nennt schnell alle dem Kloster zehntpflichtigen Dörfer hinter einander her, die um Hildesheim liegen." Da fühlte sich der Prälat auf seinem Grund und Boden und hub mit einer Stentorstimme an: „Söhre, Itzum, Heinde, Lechstedt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispenstedt, Maren, Gießen, Borsum und

*) Aehnlich erzählt schon Paulini diesen Schwank. Vergl. die Anmerkungen.

Sorsum! Verwundert hörte der Italiener auf die seinem Ohr so seltsam klingenden Laute, begriff aber vollkommen, als der Capellan nun weiter das Wort nahm und erklärte, der Herr Prälat sei so sprachgelehrt, daß seine Rede sich immer unwillkührlich zu einem Gemisch aus den verschiedensten Zungen gestalte. Respektvoll verneigte sich der Legat und hatte nicht Lust, den gelehrten Herrn ferner zum Reden herauszufordern.

Gebräuche.

1. Das Steinigen des Jupiter auf dem kleinen Domhofe in Hildesheim.

(Nach Lauensteins Reformationshistorie und Schuch's zusammengestellten gedruckten, handschriftlichen und traditionellen Nachrichten im zweiten Bande der Mittheilungen u. s. w. von Koken und Lüntzel.)

„Zum Andenken der abgeworfenen Irmensäule wird annoch (1734) zu Hildesheim jährlich am Sonnabend vor Latäre, auf dem kleinen Domhofe, folgendes Schauspiel gehalten. Es kommt an selbigem Tage dahin ein sonderlich dazu bestellter Bauersmann, der bringet einen langen, hölzernen Klotz, eines Mannes hoch und dabei ein ausgeschnitztes Holz, in Gestalt eines Kegels mit sich, setzet den großen Klotz in die Erde, und das kleine Holz oder Kegel oben darauf.

Dann kommen ein Haufen Jungen und Buben zusammen, werfen mit Steinen und Stöcken, daß sie den Kegel, wodurch der Heiden Götze bedeutet wird, herabwerfen mögen. Dann kommen andere und setzen den Kegel wieder darauf, gleichwie auch die Sachsen ihren niedergeworfenen Götzen oftmals wieder auf- und angerichtet haben, bis endlich alles in Stücken geworfen oder weggeschleppt worden.“ — So weit Lauenstein, Schuch setzt hinzu: „Diese Beschreibung stimmt, in so weit die Ceremonie vollführt wurde,

genau mit der Aussage alter Leute, die solcher als Kinder beigewohnt, und vor langen Jahren erzählt haben, überein. Die Stiftung kannte Lauenstein nicht, und ist diese Kenntniß um so weniger bei ihm zu vermuthen, da sie nicht einmal den Domcapitularen und Domstiftischen Beamten bekannt war. Die Stiftung dieser Ceremonie muß in den frühesten Jahrhunderten ruhen, wenigstens ist sie im 14. Jahrhundert vorhanden gewesen, da Conradus Fontanus schon darüber geschrieben hat. Der Ursprung war nicht auszuforschen; die domstiftischen Urkunden geben darüber keine Aufklärung; nur die alten Verzeichnisse der Aufkünfte, Rechte und Pflichten der Dignitarien, Obedientiarien, Archidiakonen, Vikarien, wovon das älteste aus dem vierzehnten oder dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, nach den Schriftzügen zu urtheilen, sein muß, sprechen darüber mit kurzen Worten. So enthält das älteste Verzeichniß Seite 35 bei Anführung der Aufkünfte, Ministrationen, der Domkantorei oder Sangmeisterei: „De Avgotter so Sunnabends vor Lätare von einem Hausmann von Algermissen gesetzet, darvon ihm eine Hove Landes gehört zur Sankmeisterie, und wie solchs von dem Hausmann nicht gesetzt worden, gehort Cantori die hove Landes.“ In den beiden andern Verzeichnissen und zwar in einem Seite 116 und im andern Seite 123 steht dieselbe Bemerkung mit dem Zusatze: id est, ist frei vom Erben Zinß die hove Landes.“

Nach der Tradition wurde bei dem Steinigen des Jupiter viel Unfug getrieben, die Schüler des ehemaligen Jesuiten-Collegii (jetzt des Josephinischen Gym-

nasii) von denen solches vorgenommen wurde, trieben den Unfug so weit, daß nicht selten schwere Verwundungen vorfielen. Dieses bewog endlich den Pater Rektor der Jesuiten, bei dem Domkapittel um Aufhebung dieser Ceremonie nachzusuchen. Hierüber wird in dem Protokolle des am 20. Februar 1742 gehaltenen Generalkapitels gesagt: Herr Dompropst trug qua praeses vor: Wesgestalt dieselben von dem P. Rectore Collegii S. J. hieselbst vorgestellt wäre, ob nicht auf Samstag ante dominicam Laetare, als in welchem zufolge alter fundation auf dem kleinen Thumbhofe ante Gymnasium von denen Studenten der Jupiter, wie es genannt wurde, gesteinigt zu werden pflegte, welches vermuthlich zum Andenken der verstörten, in historia bekannten Irmensäule und darauf bei denen heidnischen Zeiten gestandenen Abgottes also eingeführt und hergebracht wäre, für diesmal solches zwar dem Herkommen gemäß zu continuiren sei; gleichwohl daß die Studenten dabei sich allen Schießens enthalten müßten; fürs künftig aber gefällig sei, daß anstatt solchen actus, wodurch Niemand einiger Nutzen geschafft werde, die fundation ad causas pias verwendet werden, daß sie für diesmal am 3. k. M. damit vorgeschlagener Maß verfahren, solchem nach aber von mir Secretario die fundation aufgesuchet, und derob im künftigen Capitulo quadrages: zur fernern Verordnung referirt werden solle."

In dem im folgenden Jahr 1743 am 5. März gehaltenen Generalkapitel, fährt Schuch fort, stattete der Domsecretair seinen Bericht ab, und wurde dieses Steinigen vom Domkapitel nach Inhalt des folgenden

Protokollar-Auszugs abgeschafft: „Als darauf das Remissum wegen Steinigung des sogenannten Jupiters, so jährlichs Samstag ante dominicam Laetare von den Studenten hieselbst auf dem kleinen Thumbhofe zu geschehen pflegt, vorgekommen, referirte ich Secretarius, daß ich zwar darüber keine besondere Fundation vorgefunden, in den vorhandenen liberis obedientiarum aber unter Rubrik, woselbst die reditus antoriae hujus cathedralis beschrieben sind, die Nachricht enthalten sei, daß diejenigen Stücke Holz, so dazu gebraucht worden, von einem Einwohner in Algermissen anhero geliefert werden müssen, welcher für solches onus eine Hufe Landes zu genießen hatte, die zur Sangmeisterei gehöre, cum addito, daß wenn er das Stück Holz dazu nicht liefere, dem zeitigen Cantori die Hufe Landes gehöre. Solche Länderei sei nunmehr unter dreien Einwohnern zu Algermissen getheilt, welche die Lieferung des Holzes, so in vier Pfählen bestehe, unter sich jährlichs umgehen lassen. Es wurde darauf eine abseiten des Collegii S. J. hieselbst übergebene Vorstellung verlesen, worin selbiges bittet, wegen der bei solchem actu vorfallenden Inconvenienzen, Gefahren und Unglück, die studirende Jugend für's Künftige davon zu befreien, und ist solchemnach auf Ansuchen des Herrn Thumb Cantoris von Böselager nach desselben genommenen Abtritt resolvirt, daß fürs künftig bis auf anderweite Verordnung die Steinigung des Jupiter aufgehoben und cessiren, damit aber gleichwohl die Gedächtniss dessen sich nicht gänzlich verlieren und dadurch vorgedachte Einwohner, die zur Thumb-Cantorei gehörige Lände-

reien mit der Zeit nicht ab onere befreien, und ihnen zueignen mögten, sollen selbige angewiesen werden, daß sie die Holzer, welche sie bisher des Endes jährlichs hereinliefern müssen, zu selbiger Zeit bei Verlust der mehrbenamten Länderei dem zeitlichen Herrn Thumb-Cantori in seine Wohnung hieselbst liefern sollen."

Nach dieser Zeit hörte die Ceremonie auf, die Besitzer der Hufe Landes lieferten die Hölzer dem zeitigen Domcantor, bis auch dieses abgestellt wurde. Die Holzlieferung wurde in eine Geldrente von 19 ggr. 4 Pf. verwandelt, von den einzelnen Besitzern der Hufe Landes im Verhältniß zu dessen Größe durch einen der Besitzer gesammelt, und dem Cantor oder dessen Erheber abgeliefert. Dieses beweisen die im Jahr 1790 aufgenommenen Landbücher von Groß-Algermissen, in welchen noch einige Morgen vorkommen, bei denen bemerkt steht: „gibt Jupiter, oder, Jupiter."

2. Der Mairitt.

(Nach Lauenstein, Lüntzel und mündlichen Ueberlieferungen.)

In Hildesheim galt bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts der schöne Brauch, unter Anführung eines angesehenen und beliebten jungen Bürgers, des Maigreven, „in den Mai hinauszureiten" und das wiedererwachte Frühlingsleben feierlich und fröhlich zu begrüßen. Lauenstein, welcher noch Augenzeuge war, giebt in seiner „diplomatischen Historie des Bisthums Hildesheim," folgende kurze Beschreibung: „Zu den bürgerlichen Gewohnheiten

gehöret auch der May=Ritt, welcher auf den Pfingst Abend pflegt vorgenommen zu werden. Da vorher ein junger Bürger zum May=Grefen des Jahrs, vom Riedemeister=Amte vorgeschlagen und vom Magistrat aus etlichen erwehlet und confirmiret wird. Welcher zu besagter Zeit von seinen Verwandten und Mitbürgern zwischen beiden Herrn Riedemeistern, und vorreitendem Stallmeister und reitenden Dienern, hinaus nach Uppen und der Ilsede begleitet wird, woselbst die Holzgeschworene der benachbarten Dorfschaften, denselben ein Fuder May, *) soviel als vier Pferde auf einmal, aus dem Holze ziehen und fahren können, zu hauen anweisen; dabei aber ihre alte Holzgerechtigkeit stricte observiren, also, daß dieselbe um einen oder andern Excess harte Strafe dictiren. Wenn nun der May aus dem Holze heraus, und zu Uppen in dem Passe angefahren, so wird daselbst von dem May=Grefen denen committirenden Freunden, Bürgern, Fuhrleuten und der convoje von der Stadt=Soldatesque, welche da paradirt und Salven giebt, eine Collation an Essen und Trinken präsentirt, bis etwa Nachmittags zu drei oder vier Uhren, derselbe May=Grefe mit einem May=Kranze am Halse geziert, wieder unter Lösung des Geschützes und Ablasung der Musikanten hereinbegleitet, der May unter die Herrn des Raths und nächsten Freunde, theils auch in Kirchen vertheilt und umgeschickt wird. An dem Tag nach den Feiertagen wird der May=Grefe von dem Magistrat von dem Rathause unter Trompeten und

*) Grünende Birkenstämme und Zweige.

Pauken Schall auf den Raths Weinkeller geführt und daselbst bewirthet. Folgends aber denn auch diese Gewohnheit nicht alle Jahr exerciret, sondern dabei die Zeit, Gelegenheit considerirei und nach derselben solches verstattet oder differirt wird."

Lüntzel stellt im zweiten Bande der Mittheilungen unter anderm Folgendes über diesen Brauch zusammen: Es wird erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts des Mairitts gedacht, freilich als einer allgemein bekannten Sache. Eine Aufzeichnung anscheinend aus dem sechzehnten Jahrhundert, sagt:

1) haben sich die Stallmeister nebst den reisigen Dienern zusammengethan, zwei oder drei Personen den Herrn Riedemeistern zum Maigreven vorgeschlagen, welcher für einen E. Rath davon referirt, und einen daraus erwählet.

2) Wann dann einer erwählet, ist demselben durch den Stallmeister und einem reisigen Diener solches intimiret und angedeutet.

3) Wann der Ausritt geschehen, haben die Herrn Riedemeister neben den Dienern für des Maigreven Thüre hergeritten; darauf hat sich also bald der Maigreve neben seinen Freunden aufgesetzt und den Riedemeistern gefolgt.

4) Zu Uppen ist groß Unkostung darauf vom Maigreven an Essen und Trinken angewendet worden.

5) Darauf ist dem Maigreven vor der Ilsen der Kranz durch den Stallmeister eingehängt (schräg über die Brust) der Herr Riedemeister aber denselben nomine senatus offeriret.

6) Sein sie darauf nach der Neustadt geritten

über den Markt und den Brunnen, von da nach der alten Stadt über den Markt und den Pipenbrunnen; von da für des regierenden Herrn Bürgermeisters Thür her, und also den Maigreven nach seinem Losament begleitet.

7) Ist den Dienstag in den Pfingsten Abends um vier Uhr nach der Predigt eine Zusammenkunft von den Maigreven, dessen nächsten Verwandten und andern unter der Löben (Laube am Rathhause) gewesen, woselbst die Herrn Bürgermeister hinkommen und den Maigreven zwischen sich genommen, und nach dem Marstall begleitet, woselbst von den Dienern ein Convivium angestellt worden, dazu der Maigreve 15 Thaler geben müssen.

Dazu ist ferner von der Cämmerei gegeben:

4 Fl. behuf eines Schweins, und dazu Schlamm, womit es ein Wochen ad 3 gemästet,

ein Schaf oder ein halbes Malter Waizen;

item Schwert und Stralen-Geld ungefähr 16 Gr.

Von der Apotheken etzliche Kolen zum Kochen.

Ferner haben die Klöster St. Michael 1 Sch. Rocken, ebenso St. Godehard, Sültze, Carthaus, Süstern Kloster, St. Johannis-Hof, der Abt zu Marienrode 1 Hammel und 1 Butter, das Amt Marienburg 1 Schock Käse und 1 Butter.

Von den Landwehrsdienern

von Uppen 1 Butter und etzliche Käse

von Bettmar " " " " "

von Borsum " " " " "

Ueber den Zug kommen aus dem achtzehnten Jahrhundert umständliche Nachrichten vor:

Des Morgens um sechs Uhr marschiren 24 Mann mit zwei Unterofficieren nach dem Uppener Passe auf den ihnen bekannten Platz, von wo sie den Maiwagen als eine Bedeckung mit Ober- und Untergewehr ins Holz begleiten. Die Holzerben in der Ilse aus sieben Dörfern haben den Mai gehauen; was gehauen ist, muß aufgeladen, und dennoch dürfen im Holze nicht mehr als vier Pferde vorgespannt werden. Später setzt sich der Zug von dem Rathsstalle aus in Bewegung und zwar in folgender Ordnung: Der Bauverwalter, die Riedemeister und ein Theil der Bürgerschaft; dann der übrige Theil unter einem gewählten Führer, vor beiden Abtheilungen Trompeter, drei Mann hoch, Piken-breit bleiben sie hintereinander. Nach der Hauptwache sind 24 Mann commandirt, welche unter Anführung des Kapitain-Lieutenants bei der Aufführung des von dem Zuge abgeholten Maigreven präsentiren; ebenso 12 Mann, welche nach dem Osterthore beordert sind, wenn der Zug dasselbe passirt. Bei Uppen wird Erkundigung eingezogen, ob der Wagen mit Mai schon aus dem Holze ist. Ist dies, so bewegt sich der Zug dorthin; es wird ein Kreis um den Wagen gebildet, der Bauverwalter macht an die Holzen sein Kompliment von Bürgermeister und Rath alter Stadt Hildesheim, empfängt von den „Holzen" den Maikranz, und präsentirt ihn dem Riedemeister, welcher ihn mit einem Kompliment von Bürgermeister und Rath alter Stadt Hildesheim, dem Maigreven übergiebt.

Für die bei dieser Gelegenheit zu haltende Rede findet sich folgende, etwas ältere Formel:

P. P. Besonders großgünstige Herrn und Freunde! Der Herr Riedemeister N. N. hie gegenwärtig nebst meiner (wahrscheinlich des Stallmeisters oder des Bauverwalters) Wenigkeit, thun sich gegen eure Gunsten freundfleißigst bedanken, daß dieselben diesen Ehrenritt dem alten Gebrauch zufolge und Beförderung der Stadt Hildesheim, Gerechtigkeit gerne thuen wollen. Solches werden wir nicht allein bei unsern Herrn und Obern milde zu rühmen, sondern auch Vermögens nach gegen einen jeden vor unser Person zu verschulden wissen. Und Bitten nur die Einspenniger, es wollen eure Gunsten auf künftigen N. in den Pfingsten auf meiner Herrn Marstall erscheinen, und ihre lieben Gäste sein, auch dasjenige, was der liebe Gott an Speise und Trank verleihen wird, in Fröhlichkeit mit genießen und vorlieb nehmen. Weil dann auch wohlhergebracht und ein alter Gebrauch, daß man bei diesem Einritte einen Maigreven pflegt zu erwehlen; als ist dabevor mit Bewilligung beider Herrn Bürgermeister und Riedemeister der N. N. hiezu erwählet. Wollen demnach demselben voriger Anzeige zufolge den Kranz hiemit übergeben, freundlich bittend, er wolle E. E. Rath der Stadt Hildesheim, auch sich selbsten zu Ehren denselben in diese Stadt führen, und dasselbe dabei verrichten, was gebräuchlich und Andere dabevor gethan. Der Herr Riedemeister N. N. beneben meiner wenigen Person tragen dessen gute Zuversicht und wünschen dem Herrn Maigreven nochmals dazu Glück, Heil und Gottes Segen.

Ist diese Handlung vollbracht, und hat man Nachricht, daß die Soldaten zum Passe wieder angekommen

sind, so zieht man dahin zurück, wo eine Menge Zelte aufgeschlagen sind. Bei der Ankunft des Zuges präsentiren jene das Gewehr, die Gesellschaft begiebt sich zur Tafel, wobei nur diejenigen Bürger, welche sich zu Pferde nach dem Passe begeben hatten, zugelassen, und folgende Gesundheiten unter den Salven des Militairs (Stadsoldaten) ausgebracht werden: Von dem Riedemeister auf Bürgermeister und Rath alter Stadt Hildesheim; dann auf den Maigreven, dann von diesem auf den Riedemeister und auf alle Anwesende und deren Familien. Zugleich wurden sämmtliche Holzerben von dem Maigreven bewirthet, es müssen ihnen nothwendig Krebse vorgesetzt werden.

Inzwischen wurde das Fuder Mai nach der Stadt geführt, und von einigen Magistratspersonen und einer Kompagnie Stadtsoldaten eingeholt, bei der Ankunft auf der Steingrube gaben diese eine dreimalige Salve. Der Wagen enthielt 60 bis 70 Bunde Mai, welche dem Maigreven zukamen, indeß an Bürgermeister, Riedemeister, Segger, Bauverwalter, (jedem zwei Bunde) an viele andere Personen, an die Klöster (große Bunde) an die Kirchen vertheilt wurden.

Um 4½ Uhr blasen die Trompeter zum Abmarsch. In die Stadt begiebt sich der Zug unter Bedeckung des Militairs durchs Goschenthor, wohin obgedachte 12 Mann vom Osterthor marschirt sind, und auch hier präsentiren. Sind die letzten von der Brücke, so werden die Kanonen gelößt. Der Maigreve wird zu seinem Hause geleitet, die Uebrigen ziehen nach dem Rathsstalle, wo sie auseinander gehen.

Im siebenzehnten Jahrhundert wird schon Widerspruch gegen dieses Fest laut, es werden von Holzgeschworenen, Holzgreven und Wartemeistern Klagen angebracht, wegen zu großer Holzbeschädigung, wegen Schlägerei und Unfug, so von den ausgezogenen Reisigen verübt. Im Jahr 1627 erließ der Rath ein Luxus-Gesetz gegen die beim Maireiten übliche Ueppigkeit und Verschwendung, in demselben heißt es: Der Maigreve soll sich vor allen Dingen üppicher Kleidung begeben, civiliter und bürgerlich hereinziehen, was dem löblichen Adel praecipuum ist, demselben auch lassen, zwar ihre Pferde wohl entlehnen, aber derselben schonen, und das Gesinde dermaßen traktiren, daß sowohl sie selbst als auch ihre Junkherrn und deren Pferde außer Schaden bleiben mögen. Sonsten ist ihnen erlaubt, in loco zu Uppen in unser Landwehr wol einen Trunk aufm Gaul zu thun. Es wird aber ein jeder sich der Mäßigkeit befleißigen, und wie im Ausreiten also auch im Wiedereinreiten sobrie, bürger- und ehrbarlich sich verhalten.

Gegen Ende des siebenzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts scheint das Maireiten unterblieben zu sein; vom Jahr 1718 aber wird bemerkt, „daß das Maireiten wieder zu exerciren vom Rath beschlossen." Der dazu erforderliche Aufwand besonders von Seiten des Maigreven war noch immer so groß, daß er eine Ausgabe von 7 bis 800 Thalern nöthig machte, so ließ am 29. Mai 1747 der Kaufmann und Senator Lüntzel, als gewesener Maigreve, um die gewöhnliche Freiheit von Abgaben anhalten, was zugestanden wurde. Ihm hatte der Mairitt über 700 Thaler gekostet.

Seit dem Jahr 1774 zog besonders der Kämmerer Wedekind unermüdlich mit hausbackenen Nützlichkeitsgründen gegen den Mairitt zu Felde, doch wurde derselbe erst 1782 definitiv abgeschafft. Die Maigreven Lüntzel, Detmer, Weinhagen und Behrens haben dies Ehrenamt zuletzt bekleidet. — In den spätern Zeiten ritt man nicht mehr jährlich, sondern nur alle 7 Jahr in den Mai hinaus, gegen die Zeit der Abschaffung aber ließ man auch wohl 14 Jahre vergehen, ehe man wiederum einen Maigreven wählte."

Als schwacher Nachklang dieses lauten und bunten mittelalterlichen Festes, hat sich bis auf den heutigen Tag der Brauch erhalten, daß junge Leute am Pfingstmorgen in aller Frühe zum Itzumer-Holze ziehen, daselbst durch Abfeuerung von Pistolen und Gewehren das Echo wecken und sich durch Gesang und Spiel unterhalten. Auch fährt man während der Pfingstnacht wohl noch sogenannte Maibäume in die Stadt, welche aber nur unter der Gefahr, von der Forstpolizei zu harter Strafe gezogen zu werden, geschnitten werden können. Doch auch an diesen Auszügen betheiligt man sich von Jahr zu Jahr in geringerer Zahl, und wird somit bald auch der letzte, schwache Schatten des Mairitts geschwunden sein.

3. Alte Einladung zum Freischießen.

Seit Jahrhunderten wurde mit wenigen Unterbrechungen in Hildesheim das Schützenfest oder Freischießen durch einen solennen Auszug mit Wehr und

Waffen eingeleitet. In früherer Zeit fand der Brauch statt, durch einen am Rathhause ausgehängten, uralten, hölzernen Schild, welcher ein auf das Schießen bezügliches Bild zeigte, den bevorstehenden Auszug zur Schützenwiese anzukündigen. Darauf ging der Scheibengucker als Herold unter Trommelschlag durch die Straßen und lud mit folgenden, noch jetzt üblichen Worten die Bürger zum Schießen ein: „Will gi hören Börger und Börgers Kinder, Fremde und gude Bekannte! Schütten wollen scheiten vor dei Schieben, syet woll gerüstet unde froh, söllt Klocke twölwe up dei Wische komen, komet her yi Schütten, it is en fry Kleinode, dat het ein hochedler Rath von Hillesheim verehrt, settet gue Geld, un latet gue Namen teiken, un waret gues Glückes!“

4. Akenfahrt und Schildbaum.

Das Aushängen eines Schildes als Einladung zum Auszuge, fand auch vor dem Beginn der im Mittelalter so rege Theilnahme findenden Wallfahrt nach Achen (Akenfahrt, Aquerfahrt, Achfahrt) statt. Aus den Mittheilungen des Archivars Zeppenfeldt im dritten Bande der Beiträge zur Hildesheimischen Geschichte, ersehen wir, daß alle sieben Jahre durch ein auf dem Markte ausgestelltes Zeichen, der Beginn der „Akenfahrt“, den Bürgern und Einwohnern der Stadt Hildesheim angezeigt wurde. Das Zeichen war ein gepflanzter Baum oder Pfahl, woran ein Schild hing, der mit einer Inschrift, wahrscheinlicher mit einem auf die Wallfahrt Bezug habenden Bilde

versehen war. Nach Ausstellung dieses „Schildbaums" schlossen sich die Hildesheimer jedes Alters, Standes und Geschlechts, in großer Zahl den durchziehenden Pilgern an. Eine lateinische, hildesheimische Chronik erwähnt die Akenfahrt und die Ausstellung des Schildbaums noch 1517: Hoc anno circa Michaelis positum erat in foro hic Hildesii signum Schildbaum, quo ex more cives et incolae ad Aquisgranensem peregrinationem invitabantur. Nach einer deutschen, hildesheimischen Chronik ward im Jahre 1545 um Michaelis der Schildbaum zur Achenfahrt zum letzten Male gesetzt, weil die Stadt die lutherische Lehre angenommen hatte und die Prediger der Stadt bei dem Magistrat bewirkten, daß für die Folge die Aussetzung des Schildbaums unterblieb.

5. Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnißfeierlichkeiten, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Hildesheimischen Geschlechter-Familien üblich waren.

(Wörtlich aus den handschriftlichen Annalen des Henning, Tile und Joachim Brandis. *)

a.

Am mandage 1540 nah Erasmi, was de Brudthuß meines Broders Jochim Brandis mit Annen Dikes, hier in usem Huise, ginch ehrlich fein tho, schenkeden

*) Diese für die Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts reichhaltige Handschrift ist jetzt Eigenthum der Beverinischen Bibliothek in Hildesheim. Sie bespricht außer Familienereignissen, auch städtische und politische Angelegenheiten. Die Annalen wurden angelegt im Jahr 1513, Burgemeister Tile Brandis führte sie bis auf das Jahr 1565 fort, Joachim

alle tydt eimbekſch Behr. Der wordt gedrunken 17 vadt. Den rechten Brudtdach und folgenden Dach wyn. Dei Eimkſchen koimen ruſtich, hadden 40 perde ungeferlich undt 13 wagen, dadt weren 8 ſperrde wagen, dadt ander korſwagen. Dei reiſigen hadden gemeinlich geſſelgrau anne. Up duſſe tidt entſench de Brodegam mit ſinen gebeden Herrn undt friunden de Brudt. Wy Hildeshemſchen hadden uns tapper geklebet, aſchenfarven. Des hadden de Herrn engelſch, de Knechte undt Jungen damdorſch. So hadden wy in einer Klebunge 50. So woren midt uns noch idtliche andere gereden, dadt idt boven 60 Perden waren de wy uth der Stadt brochten. Alſe wy up de nechte koimen den Brudtwagens, do rende wy um den Wagen her einmal edder drei. Do gaff dei Brodegam der Brudt dei Handt, darnach de Redemeiſter Luder van Barvelten, do ich, undt redden do nah der ſtadt. De Eimkſchen redden vor nah den ſperrden Wagen, darnach wy Hildeshemſchen undt nah uns foiren de Korſwagen. By dem markede vor unſem Huſe endſengen dei Brudt, de vader Bormeſter, Hans Wildefür und Henning van Hagen udt den wagen undt leiden ſe indt Huß. Do reidt malch *) wor he beſtalt was in de Harbarge.

Brandis der jüngere ſchrieb dieſelben, „von wordt tho wordt uth Bormeſter Tilen Boike af,“ und ſetzte ſie bis zum Jahr 1574 fort. — Das Buch iſt in der, im ſechzehnten Jahrhundert üblichen Curſivſchrift auf Papier geſchrieben, macht einen in Pergament gebundenen Quartband aus und enthält 613 numerirte Seiten nebſt einem Anhang und Regiſter.

*) Jeder.

Nah bescrewene woren mit uns im felde und hadden sich darup gekledet und gerustedt. Erst uth hadde de Brodegam nah Eimke twe Dener hir von Stalle geschickedet, de hadde he gekledet, darnah sich, sinen Jungen, sinen Knecht Andrese, Jacob van Sassen. Dortho kledete he noch drei Dener, de sus neine Kledunge gekregen hebben, so he 9 gekledet. Henni Brandis undt ich hadden malch 4 Perde, Luder van Barvelten, Dedtmer, Sustermann, Hans und Henni Blomen, Warner Usler use vedder van Gosler malch 3 Perde. — Hans Regenborne, Ebbert winkelmann undt Hans Riperbusch hadden malch 2 Perde. Ridemester Henni Jordenns, Henni Leideken, Hans winkelmann, Eile Konerding, Frederich Unverzagedt, Jost Reidemann, Bartolt Ringe, Harmen Meier, Hinrich Stori, Dirich Bone undt Sander Blecker, dusse hadden sich alle engelsch gekledet, sunder hadden malch ein Perd. Idliche van uns hadden unechten Sammidt umme dei rieröcke. Hier tho redden mit uns de sich in use Farwe nich gekledet hadden, Jost Dorrhi, Frantz Holdi, dadt wy midt denen 60 Perde hadden.

Noch sloigen uns aff *) all de Hagen dorch dadt Kivendt **) undt unwillen, so Jochim Brandis und Cristoffer Hagen im pinxt dag vor dem Eimkschen Keller geplegedt hadden. Dar tho de Bormester Hans Wildefuir, Jost wildefuir dorch den fal ***) der moimen seliger. De Bormester Harmen Sprenger dorch

*) Auch schlugen unsere Einladung aus.

**) Gekeif, Zank.

***) Todesfall.

siner Fruwen Vader fal, och kam van Hannauwer neimandt. Sus wan de infal gekomen, wolden wy tho 100 Perden upgebrocht hebben.

Thor Kost hadde wy ein wildt Swin, 2 Herte *) de ein van Gossler, dadt ander van Eimbke, 2 Verhen, 3 Ossen, 24 Voidtlinge. **) Van Havern forden dei Eimkschen 6 foder 10 Sch. und 1 foider ethen ***) de Ossen, so de Hawer tho gelde gelopen 50 gulden. De Brudthuß kostede boven 400 gulden. Och was Warner hier und hadde sich up 3 Perde gerüstedt undt in use Farve gekledet.

Gleiche Kleidung der Hochzeitsgäste oder verschiedener Gruppen derselben war gewöhnlich, so berichtet Tile Brandis von einer Hochzeit im Jahr 1537: Wy hadden midt dem Brodegam eine samptkledinge, was graw purpurianisch midt 2 stricken swarten Sammidt vorbremedt. De Wammes goldgel schelerdt und goldtgele Hosen.

Des Sondages nha Math. hadde ich (Tile) undt Gesche wildefüers use wardschop †) in usen Huse, hadden ganz vele Volches. Des Sondages avends spisenden wy tho 80 vaken. Do worden gebeden tho Hildeshem tho 500 minschen. Des mandages tho middage tho 116 vaken, wy setten alle dei velen Luide in use Hus in den Grashoff, in dadt Bruhhuß, in den Dhorwech. Spiseden des Sondages wildbradt,

---

*) Hirsche.
**) Hammel.
***) Fraßen.
†) Hochzeit.

Bodtlinger Flesch, wynmess, *) Braden. De mandages ossenflesch, witte Karteten, wynmenß, Braden, Botren undt Kese, vor dei Brudt und Herrn. Ohr **) wordt gegeven tho 62 stücke gelt tho sammende, postulasche, Rinsche, ungersche Kronen, nobelen undt 26 Jochimsdaler, achtedt thosamede by 90 Rinsche gulden. Dar tho 27 Fl. allerlei Geldes undt sus ein herrlich Kleinode. 4 Grapen, ***) 3 Botterbecken, 14 Kannen, 1 Salser, 34 Becken, 2 Luichter, 1 Kettel.

b.

1532 Donnerdages nah Johannis Baptiste am avende petri et pauli apostolorum, bereidt unser Herr Godt mine fruwen Gesere †) mit einen jungen Sone, des nahmiddages harde nah 10 slegen. Den leiten wy dopen des Sondages darnahe, was dei ander dach petri und pauli in S. Andreas Kerken. Herr Otto van Bothmer Scholaster wardt sin vadder ††) und heidt onhe Henni nah dem Vader seliger. He gaff dem Kinde 1 Rinschen goltgulden, ohr †††) 2 goltgulden. In dat Huß 30 ₰. Jost und Christoffer de dadt solt und lecht drogen, malch *†) 5 ₰.

*) Weinmuß.

**) Ihr, der Braut.

***) Töpfe.

†) Gesche oder Geseke Wildefür, deren Hochzeit mit Tile Brandis oben beschrieben ist.

††) Pathe.

†††) Ihr, der Mutter.

*†) Jedem.

Der Bademoimen 5 ₰. Avendt corporis christi, ward Herr Johann Knoke sin fermel vadder, gaff dem Kinde einen goltgulden.

By ohr waren in der noidt*) dei Kettelbrendesche, Ungemachsche, 2 Winkelmenschen, Terwensche, Brendesche, darnah de Bormestersche undt mine moime, undt de Bademoime de Kruidenersche. De ethen midt uns wat thor nachthyd, se drunken wyn, Eimbeksch Beer. Dat betalde ich, des was 1 stucken Win 12 Schilling negen halve stucken eimbecksch Beer 11 Schilling 3 ₰. — Alse wy dopen leiten des Sondages nah Peter un Paul, do gedrunken 1 stucken wyn 6 Schilling, vor 15 Schilling Eimbeckisch Beer. Och koffte ich vor 2 Fl. Kruide **) tho bruckende in der noidt und sus. Do se dadt erstemal brueden geven 24 Schilling vor allerlei Kruide tho koken, saffran. 7 ₰ vor eine Kar full witter linden stöcke, dadt Kind by tho warmende. Do se in Kerken ging 1 st. wyns 12 Schilling dartho dranch sei im Kindelbedde all de tydt over, och dei fruwen thor brumi ***) und wy do se in de Kerken gingen vor 5 M. 6 Schilling Eimbeckisch Beer.

1542 am avende matthei mindewecken morgen, alse id 2 schloich, Bereidt unse Hergodt min wif †) midt einen jungen Sonen, den wy dar nha des Sondages doepen leiten, do up de nihen wise duitsch, undt wordt dorch Josten wildefuir geheten Jost. He

*) Kindesnöthen.

**) Kräuter.

***) Beim Brauen d. i. Kochen der Kräuter. (?)

†) Des Tile Brandis Weib.

gaff der moimen, Kinde malk 1 goldgulden undt sus indt Hußgenoich. Och up de 6 Wecken 11 ell engelsch wandt. *) Deme Kinde ein Hemmedt und alle Dinch wo sich dadt gehordt.

c.

Anno 1542 In der. Kinderdage im Wynachten, was de vader Bormester wildefuir sehr krank. Dadt vortoich sich up de nacht, dadt he starff alse idt 12 sloich. Godt gnade omhe. Des fridages in S Andres Kerken begraven. Up de Bar 6 ellen engelsch**) wardt gegeven dem Pater Augustiner. Wy snedden sinem Beger nha twilt ***) dadt lich †) up der deele stundt, speck vor der Dhor 5 siden, undt spiseden up de 4 wecken arme Luide, geven denen tho etende swart Swinefleesch, ris undt Rindfleesch undt schenkeden hildesh Behr. Vor deme like her leiten wie then ††) sinen Henxt, darup gehenged sin harnisch, swerdt undt fusthamer. Up deme sarke lach sin Kamellote vossenvodderde †††) rock. Dudt losede wy wedder van stundt mit hundert pundt nah unsen mit den Olderluden vorworden. *†) Der kregen de Olderlüde tho St Andres. So tho St Jurgen 20, tho St Jacob

*) Tuch.
**) Wand d. i. Tuch.
***) Derweil.
†) Der Leichnam.
††) Ziehen.
†††) Fuchspelz gefütterter.
*†) Verabredung, Uebereinkunft.

20 Fl. Dor wohren *) tho der Begrafft uthermaten vele luide van Dhomherrn, Borgern undt andern Volke.

6. Gebräuchliche Geschenke und Festessen bei der Bürgermeister Wahl.

(Aus der oben angeführten Quelle.)

Anno 1545 middewecken andern Dages der hillichen drei Koni, ginch ich **) up vor einen Vormester. Mich wardt gesendt 149 stucken wins, 26 stuken melwesie ***) und dar manch idtliche stuk Ipocreſſ, Lutterbranch und Vosterdt, 27 stu: Clareti, 5 Goltgulden, 3 Daler. Ein Span †) wecht ††) 6 Fl., spangen vor 3 Daler. Ein gulden rink mit einen torkis, 2 Sulvern Becker midt der keren, wegen 47 lott dadt vorguldendt ein Engelotte, 4 sulvern leppel wegen 9 lott ein facilidtchen. Ein Harte, 1 Rehe, 18 Hasen, 19 Hekede, 5 Karpen, ein vedt Kalf, ein vetten Oſſen darvor gegeven 10 goltgulden, ein grothe fresche Botter geachtedt gewegen 8 ℔, und 5 Stochheimer Kese. Ein dröge Lachs, ein ferendel †††) vom groinen Lachs ein half ℔ pepper, 2 Ale, 2 Stuck reckelingen, ein Sammits Hulle, ein tunnen Hamborger Behr, 2 fadt Gose. — — Den ersten Dach hadde ich alluth de

*) Waren.

**) Tile Brandis.

***) Malvasier.

†) Spange.

††) Wiegt oder ist werth.

†††) Ein Viertel vom frischen Lachs

Borgerboden und Scriver und den Ridemester Ekbert winkelmann; Jochim und Jost Brandis ꝛc.

Den andern Dach Donnerdach den avendt, hadde ich mine moder, mine Suster und Broder, Sweger undt ohr fruwen, dertho den Bormester Herman Siborg. Dei Knokenhauer von twei scharnen, vom markede und by St. Andreas, de mich den boven screvenen Ossen schenkeden, hadde ich tho geste einen avendt, also dadt idt maiste von dem heten gedrenke, och vele wyns hir im Huse gedrunken wardt. Der Knokenhauer Knechte gaff ich einen gulden munte tho Dranchgeld.

7. Ländliche Hochzeitsgebräuche.

Die nachstehend beschriebenen Hochzeitsgebräuche sind in den nahe bei Hildesheim belegenen Dörfern Heinde, Listringen, Lechstedt und Heersum seit uralten Zeiten unverändert im Gange gewesen. Nur der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, dieselben zu verdrängen und dafür städtische Sitten und Gebräuche, wenigstens theilweise, an die Stelle zu setzen. Bis vor etwa zwölf Jahren wurde jede Hochzeit reicherer Bauern (denn nur auf solche bezieht sich alles Folgende) in der hergebrachten Weise gefeiert; so viel ich habe erkunden können, hat die letzte derartige Hochzeit im Jahre 1850 zu Lechstedt stattgefunden.

Was die beigefügten Reimsprüche anlangt, so hat es mir leider nicht gelingen wollen, die ganz alten, welche ich als Kind selbst noch gehört, aufzutreiben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieselben

in früheren Zeiten nicht aufgeschrieben sind, sondern sich lediglich durch mündliche Ueberlieferung erhielten. Hatte ein Bauerbursch oder Mädchen einen solchen Spruch einmal dem Gedächtnisse gehörig eingeprägt (denn beim „Herbeten“ stecken bleiben, wäre eine unaussprechliche Schande gewesen), so haftete er für's ganze Leben und konnte vorkommenden Falls recht wohl einem Andern wieder beigebracht werden. In den Reimen sind freilich die alten Ideen, Bilder und Wendungen zum Theil beibehalten, doch ist leider die Sprache durchweg modernisirt und die Neuzeit überhaupt nicht ohne Einflüß auf die Vorstellungsweisen geblieben.

Ist, fast stets durch Vermittlung eines „Freiwerbers“, eine Partie zwischen zwei Bauersleuten zu Stande gekommen, von denen entweder der Bursch oder das Mädchen Anerbe eines Bauerngutes ist, so wird zuvörderst die „Handlöfte“ (Verlobung) gehalten, bei der regelmäßig, außer dem Freiwerber, nur die beiderseitigen Eltern zugezogen werden. Nachdem hier wegen Mitgift, Altentheil, Ablagen 2c. das Nöthige festgestellt, giebt der Bräutigam der Braut ein Handgeld, entweder einen Gulden oder einen Thaler, und der Freiwerber erhält von der Braut ein neues Hemde. In früheren Zeiten hat die Handlöfte besonders auch den Zweck gehabt, durch einen — der Unbescholtenheit der Braut in keinem Falle nachtheiligen — Versuch festzustellen, ob die Brautleute auch wol in Beziehung auf die vorzugsweise sogenannten

ehelichen Pflichten zu einander paßten. An dem Tage des ersten Aufgebotes und den folgenden Tagen gehen Braut und Bräutigam in ihrem gewöhnlichen Sonntagsstaate umher, um persönlich zu der Hochzeit einzuladen. Die Hochzeit findet fast ausnahmslos in dem Hause der Brauteltern statt, und regelmäßig zur Sommerzeit, so daß Haus- und Dreschdielen und sonstige große Räume zu Speise- und Tanzlocalen benutzt werden können. Eben so steht es fest, daß die Hochzeit stets am Donnerstage stattfindet.

Am Tage vorher reiten der Brautknecht und die Brautjungfer *) zu allen eingeladenen Hochzeitsgästen, um dieselben nochmals feierlich einzuladen. Dieselben sind bereits im Hochzeitsschmuck; sie ist herrlich frisirt, trägt einen Kranz, von dem herab bis zur Erde viele breite bunte Bänder hängen, er hat am Hute einen großen Strauß von künstlichen Blumen, Rauschgold, Zitternadeln ꝛc. mit langen, breiten, bunten Bändern, ein ebensolcher Strauß mit Bändern ist auf seiner Brust befestigt. Beide tragen einen mit Blumen und Bändern umwickelten Stock in der Hand und sitzen auf einem Pferd, die Brautjungfer hinter dem Sattel, sich am Brautknecht haltend. Das Pferd ist gleichfalls mit Bändern, Blumen, Rauschgold u. s. w. reich geschmückt. Sind sie in ein Haus eingetreten,

*) Alle an einer Hochzeit Theil nehmenden jungen Bursche und Mädchen heißen bezw. Brautknechte und Brautjungfern. Der Brautknecht und die Brautjungfer aber sind nach Braut und Bräutigam die Hauptpersonen, haben mehrere wichtige Funktionen auszuüben und sind meistens ein verliebtes oder ein solches Paar, das man gern zusammenbringen will.

so versammelt sich Alles, groß und klein, um sie her. Zuerst „betet" der Brautknecht (Anl. I oder III), dann die Brautjungfer (Anl. II, IV, V *). Darauf werden sie bewirthet. Der Brautknecht führt eine Flasche mit Branntwein bei sich, die er allen ihm begegnenden Bekannten zureicht.

Ein Polterabend wird nicht weiter als durch das, polizeilich nicht verbotene, Werfen von Töpfen, Steinen 2c. gefeiert. Je mehr derartige Sachen andern Tages wegzuräumen sind, desto größer ist die Ehre.

Hat der Bräutigam oder die Braut früher ein anderes Lieb gehabt, so stellt diesem die Schadenfreude in der Nacht vor der Hochzeit einen Strohkerl oder Strohfrau vor das Kammerfenster in den Garten oder Hof. Und hat die Braut schon mit einem Andern die Freuden der Liebe getheilt, so wird wohl in in der nämlichen Nacht der Weg von ihrem Hause zur Kirche mit Heckerling bestreut. In beiden Fällen kommt es nicht selten zu Prügeleien, die aber eben so wenig als jene derben Späße selbst, den Betreffenden das Vergnügen der Hochzeit zu stören pflegen.

Am Donnerstag Mittag versammeln sich die Hochzeitsgäste im Hochzeitshause, wo ihnen Kuchen, Schnaps und Bier gereicht wird. Am Tage vorher haben die geladenen Gäste Hühner, Eier, Butter, Sauerkraut, Fleisch 2c. gesandt; auch hat Jeder Löffel, Messer und Gabel selbst mitzubringen. Gegen 1 Uhr beginnt das

---

*) Anl. V ist der älteste handschriftliche Spruch, von dem ich eine Abschrift erlangen konnte. Er soll auf Pergament mit großen bunten Frakturbuchstaben geschrieben sein, und zwar in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Läuten zur Trauung, welches in 3 Pulsen, „Schauern“, erfolgt, deren Länge nach dem den Läutern gegebenen Gelde, Schnaps und Kuchen sich richtet. Der Zug zur Kirche erfolgt in drei Abtheilungen folgendermaßen: Vater der Braut (oder deren Vormund, Oheim ꝛc.), die Braut, der Freiwerber, die Brautjungfer, die übrigen Brautjungfern, die verheiratheteten Frauen. — Dann: Vater oder sonstiger naher Angehöriger des Bräutigams, der Bräutigam, Bruder oder Oheim des Bräutigams, die verheiratheten Männer. — Endlich der Brautknecht und die übrigen Brautknechte. Alle gehen einzeln, hinter einander. Die Braut und die Brautjungfern sind aufs schönste frisirt *) und mit Kränzen, vielen bunten Bändern ꝛc. geschmückt. Die Braut trägt über ihrem Kleide vor dem Leibe mehrere große Tücher: zunächst (oben auf) ihr bestes buntes seidenes Tuch, dann ein Tuch für den Pastor, dann eins für den Schullehrer, dann ein Taschentuch zum „Staat“, endlich ein Taschentuch zum wirklichen Gebrauch. Alle sind mit einem Zipfel im Gürtel befestigt und bedecken den ganzen Vordertheil der Braut. Die etwaige symbolische Bedeutung davon ist mir nicht bekannt. Die Männer tragen sämmtlich einen Rosmarin- oder Myrthenzweig im Knopfloch des Rockes, die Brautknechte große Sträuße von gemachten Blumen, Rauschgold, langen, bis zur Erde reichenden

*) Da es, besonders bei großen Hochzeiten, nicht selten an kunstgeübten Händen fehlt, so kommt es mitunter vor, daß einzelne Brautjungfern schon Tags vorher frisirt und bekränzt werden und so die ganze Nacht vor der Hochzeit außer Bett zubringen müssen.

Bändern an Hut und Brust und im Rockknopfloche ein buntes Tuch, das Jeder von seiner Brautjungfer erhalten (denn von den Brautknechten und Brautjungfern gehört, wie weiter unten noch zu erwähnen, stets ein Paar zusammen). Sobald die Braut in die Kirche tritt, beginnt das Spielen der Orgel, wenn der Bräutigam kommt, der Gesang (Nummer 683 des Hildesheimer Gesangbuchs).

Bei der Trauung macht in der Regel der Ringwechsel Schwierigkeit, da die Ringe meistens nicht passen, indem dieselben fast nie von dem Brautpaare angeschafft, sondern nur für diesen Zweck geliehen werden. Spaßhaft sieht es aus, wenn bei der Aufforderung des Pastors: wechselt die Ringe! die Braut ihren Ring aus einer unter ihren Kleidern befestigten Tasche und der Bräutigam den seinigen aus den Hosen hervorzieht. Ist der Wechsel der Ringe geschehen, so müssen die Brautleute sich die Hände geben, wobei es selten ohne die wunderlichsten Bewegungen und Drehungen abgeht, weil Jeder den Daumen oben zu bekommen sucht, indem es hiervon abhängen soll, wer das Regiment in der Ehe hat. Auch ob die Altarlichter hell brennen, soll für den bevorstehenden Ehestand wichtig sein. Nach der Trauung gehen Alle um den Altar, um zu opfern, d. h. für den Prediger Geld auf den Altar zu legen. Die Braut muß außerdem für den Pastor, sowie für den Schullehrer ein Tuch und einen Rosmarienzweig opfern. Nachdem nun die „Leiter“ oder „Beiständer“ des jungen Ehepaares gewechselt, geht's in einem Zuge, die

Braut mit den Brautjungfern und Frauen voran, ins Hochzeitshaus zurück, wobei die Brautknechte mit Pistolen schießen.

Der vorzugsweise sogenannte Brautknecht, welcher etwas vorausgeeilt ist, tritt vor dem Hause der Braut mit einem Glase Wein oder Bier, das mit Blumen und Bändern bekränzt ist, entgegen und redet sie mit einem Reimspruche an (Anl. VII), nach dessen Beendigung die Braut das Glas austrinken und über ihren Kopf werfen muß.

Zu dem nun folgenden Hochzeitsmahle kleiden sich Alle um. Die Braut sitzt zwischen Pastor und Schullehrer oben am Tische; der Bräutigam muß den jungen Leuten, die von den verheiratheten getrennt speisen, aufwarten, der Freiwerber den verheiratheten. Das feststehende Programm ist folgendes: Suppe von Rindfleisch und Hühnern, Reisbrei, Rindfleisch mit Rosinen und Bratbirnen, Sauerkohl mit Schweine- und Gänsefleisch, auch gekochter Mettewurst, Braten mit Zwetschen, Gelbsott (ein eigenthümliches kaltes Gericht von frischem Schweinefleisch mit Saffran und Rosinen), Butter und Käse, Kuchen, als Dessert. Diese Speisen sind seit unvordenklichen Zeiten dieselben, und würden z. B. um keinen Preis Kartoffeln gereicht werden dürfen. Als Getränk wird regelmäßig nur Bier und Schnaps, ausnahmsweise auch Wein gereicht. Jeder Kuchen wird in sechs oder acht Theile zerschnitten und nimmt jede Person ein solches Stück mit nach Hause. Auf dem besten Kuchen sind Braut und Bräutigam nebst einem Wickelkinde abgebildet; die Braut

bekommt das Stück, worauf das Wickelkind sich befindet. Die Butter dient gleichsam als Tafelaufsatz, indem der große Butterweck allerlei Figuren darstellt: einen Hahn, eine Henne mit vielen Küchlein, deren Augen aus Pfefferkörnern bestehen.

Die Musik für alle drei Tage müssen die Brautknechte bezahlen, doch wird zu deren Gunsten bei Tische für die Musikanten gesammelt. Außerdem finden beim Essen des ersten Tages noch folgende, vom Freiwerber in Scene gesetzte Sammlungen statt, zu denen Jeder beitragen muß: für die Köchin (Schüssel mit Salz), für den Bierzäpfer (Krug mit etwas Bier), für die Aufwäscherin und sonstige in der Küche beschäftigte Personen (Schüssel mit kleinem Strohwisch und etwas Sand). Die angegebenen Gefäße läßt der Freiwerber, indem er jedes Mal einige empfehlende Worte vorausschickt, umhergehen. Der Freiwerber ist überhaupt der Ceremonienmeister und das wesentlichste Stück auf der ganzen Hochzeit, er muß zugleich die nöthigen Witze machen, und im Trinken ziemlich fest sein. Zur Hochzeit bekommt er von der Braut einen neuen Hut geschenkt.

Nach dem Essen wird die Braut wieder umgekleidet *) und es beginnt nun der Tanz, den der Freiwerber mit der Braut eröffnet. Die Braut muß jetzt mit jedem verheiratheten Manne und Wittwer drei Ehrentänze thun, mit dem

*) Je reicher eine Braut ist, desto öfter wechselt sie während der drei Hochzeitstage ihren Anzug; sechs- bis achtmaliges Umkleiden ist Regel.

Pastor, Schullehrer, ihrem Vater, Schwiegervater rc., wozu sie auffordert. Jeder Mann muß dafür ein Bestimmtes an die Musik bezahlen, sobald er seine drei Tänze abgemacht hat. Die übrigen Gäste tanzen währenddem nach Gefallen mit einander.

Nachts schlafen Brautknechte und Brautjungfern in einem gemeinschaftlichen Zimmer, in auf der Erde gelagerten Betten, jedes Paar zusammen (bunte Reihe); wie denn überhaupt jeder Brautknecht seine Brautjungfer hat, mit der er während der ganzen Hochzeit tanzt, bei der er während des Essens sitzt und bei der er Nachts schläft.

Am zweiten Tage versammeln sich die Gäste Vormittags 10 Uhr. Nachdem ein Frühstück, bestehend aus Biersuppe, Wurst u. dergl. eingenommen, beginnen die Ehrentänze der verheiratheten Frauen mit der Braut, indem die letztere mit jeder Frau drei Tänze tanzen muß, wofür diese ein Bestimmtes an die Musikanten zahlt. Nach dem Mittagsessen wird die Brautgabe gehalten. Die jungen Eheleute, wieder im Hochzeitsstaate, der Bräutigam den Hut auf dem Kopfe, sitzen am oberen Ende des Tisches neben dem Pastor, vor dem eine zinnene Suppenschale, mit einer Schüssel zugedeckt, steht. Nachdem die Musik einen Marsch geblasen, erscheint der Freiwerber, welcher ein paar Hände voll Geld (das ihm vorher zu diesem Zwecke gegeben) auf die Schüssel wirft, dann den jungen Eheleuten die Hand schüttelt und dabei sagt: „eck wolle jeck ok 'ne lütje Gabe verehren, dei leibe Gotte gewe jeck Glücke und Segen derthau!“ (ich will euch auch eine kleine Gabe verehren, der liebe

Gott gebe euch Glück und Segen dazu). Der Pastor schüttet das Geld von der Schüssel in die Schale und die Musik bläst einen Tusch. Dann kommen die Eltern der Brautleute, deren Gevattern (welche letztere kupferne Kessel schenken müssen) und so nach und nach alle andere Gäste, die sämmtlich Geld oder Sachen in die Brautgabe geben müssen.

Die Brautjungfern schenken der Braut ein Spinnrad, einen Haspel, einen Spinnstuhl und eine Flachsdieste, mit vielen Bändern, Bildern und kleinen Geschenken behangen. Während alle andere Gäste dabei den oben beim Freiwerber angeführten Spruch sagen, betet jede Brautjungfer einen Reim, wenigstens die, welche den Haspel, Stuhl 2c. übergeben. Ich habe von diesen Reimen nur den in der Anlage VI enthaltenen bekommen können.

Der Freiwerber fordert so lange zum Geben auf, bis alle Gäste da gewesen. Diese zögern mitunter absichtlich, um dem Freiwerber Gelegenheit zu Witzen und scherzhaften Wendungen seiner Aufforderung zu geben.

Nachher wird wieder getanzt; Abends 10 Uhr wird Kaffee und Kuchen genossen.

Ehe die Brautgabe beginnt, wird die Brautdieste aus dem Hause der Brautjungfer geholt. Die Musik voran, zieht der ganze Schwarm nach dem Hause der Brautjungfer, wo Dieste, Spinnrad 2c. aufbewahrt werden. Hier wird getanzt und gezecht, dann bringen die Brautjungfern jene Sachen, in Begleitung aller Gäste, nach dem Hochzeitshause.

Am dritten Tage: Frühstück, Tanz und Mittagsessen wie beim zweiten. Nach dem Essen wird die

Braut in den Frauentanz gebracht. Mit Musik ziehen Alle auf einen nahen Berg oder freien Platz. Die junge Frau, noch immer Braut genannt, trägt noch den Brautkranz. Ihr diesen zu nehmen und ihr dafür den Hut ihres Mannes aufzusetzen, ist die Aufgabe der Verheiratheten, während die Unverheiratheten dies zu verhindern und die Braut mit dem Kranze nach Haus zurückzubringen suchen. Die siegende Partei hat nicht nur von der unterliegenden eine Weinkaltschale zu erwarten, sondern auch von da ab bis zum Schlusse der Hochzeit das Vorrecht beim Tanzen.

Die Verheiratheten bilden einen Kreis, in welchem die Unverheiratheten tanzen. Der Brautknecht tanzt mit der Braut und versucht nun, unversehens den Kreis zu durchbrechen und mit der Braut nach Haus zu entfliehen. Die Verheiratheten aber passen gut auf, verhindern das, umringen die Braut, nehmen ihr den Kranz ab und setzen ihr den Hut ihres Mannes auf, den des Freiwerbers Frau so lange unter ihrer Schürze verborgen gehalten. Von jetzt an heißt sie die junge Frau. Sie behält den Hut auf und muß nun mit den Frauen, welche sich alle anfassen, tanzen, d. h. sie wird in den Frauentanz gebracht.

Während dieses Tanzens eilen die jungen Leute voraus nach dem Hochzeitshause, verrammeln dort das Tanzlocal mit Pflügen, Leitern, Holz und suchen überhaupt die Alten, welche nun das Vorrecht haben, am Tanzen zu hindern. Haben diese dann die Scheuer oder den Boden wieder abgeräumt, so nehmen sie auf Kosten der jungen Leute eine Weinkaltschale ein, worauf

der Tanz fortgesetzt wird, bis gegen Morgen die letzten Gäste mit dem „Kehraus“ eine Feier beschließen, die für jeden Betheiligten nicht geringe Anstrengungen im Gefolge hat. Am sauersten hat es ohne Frage die Braut, welche in einem fort tanzen muß und überhaupt nie Ruhe hat. Der Bräutigam dagegen ist blos Statist; er hat, wenigstens öffentlich, während der ganzen drei Tage nichts weiter zu thuen, als daß er den jungen Leuten bei Tisch aufwarten muß.

Reimsprüche zu den vorstehenden Hochzeitsgebräuchen.

1.

Ihr hoch- und werthgeschätzten Freunde!
Ich habe ein kleines Begehren,
Ein wenig meine Worte zu hören;
Und wenn noch welche draußen stehn,
Die möget Ihr doch eiligst winken,
Versprechen ihnen, Wein zu trinken,
Dann werden sie bald ohn' Verweilen
Geschwinde von der Stelle eilen
Und sich gleich stellen auf diesen Plan,
Um meine Worte zu hören an.
Und wenn denn Keiner mehr thut fehlen,
So werde ich meine Geschichte erzählen,
Die Euch seither verborgen war
Von einem jungen verliebten Paar;
Eine Geschichte will ich Euch erzählen
Vom Heirathen und Vermählen.
Das Heirathen hält man für ein Glück,
Drum hält Keiner den Bräut'gam zurück.
Eine Frau, die sich in ihrer Jugend
Gewöhnet hat an Fleiß und Tugend,
Ist eine besonders edle Gab',
Viel besser als alle andere Hab.

Der Ehestand ist ja von Gott eingesetzt,
Drum hat sich Adam auch ergötzt.
Das Weib ist von dem Mann genommen,
Drum muß es ihm auch zur Hülfe kommen.
Dasselbe hat Adam auch gerochen
Und darum diese Worte gesprochen:
Das ist doch Bein von meinem Bein,
Drum soll sie auch mein eigen sein. —
Nun hab' ich doch ein Gleichniß gesagt.
Jetzt will ich meine Meinung deuten,
Die lautet von zwei jungen Leuten,
Die sich in den Ehestand wollen begeben,
Nach Gottes Ordnung darin zu leben.
Dieselben sind Euch wohl bekannt,
Mit Namen werden sie also genannt:
Der Bräut'gam ist der ehr- und achtbare Junggesell N. N.
Seine Jungfer Braut die ehr- und tugendsame N. N.
Diese lassen Euch nun nochmals grüßen und bitten,
Daß Ihr möchtet doch mit zur Hochzeit kommen,
Als Herr und Frau, Söhne und Töchter,
Knechte und Mägde und das ganze Hausgesinde,
Sie auch auf dem Kirchgange zu begleiten,
Ganz in der Nähe und nicht von weitem.
Wenn dann die heilige Andacht aus,
So gehen wir nach dem Hochzeitshaus,
Dann werden sich die Jungfern zieren
Und die Junggesellen sich fein aufführen.
Da werden uns vor Ohren schallen
Posaunen und Pistolenknallen.
Und alldort im Hochzeitshaus
Wird angehen ein großer Schmauß;
Da werden wir uns zu Tische setzen,
An Speis' und Trank uns recht ergötzen;
Es wird an Bier und auch an Wein
Ganz und gar kein Mangel sein;
Keiner hat noch können errathen,
Wie viel Gäns- und Hammelbraten.

Fische findet man da in Menge,
Ganzer und halber Ellen Länge,
An Schweinebraten ungemein
Wird ebenfalls kein Mangel sein.
Lange Tabaks-Ehrenpfeifen
Werden wir von dem Tische greifen.
Und wenn es geht, wie es soll gehen,
So wird's uns noch im Wege stehen,
Und wenn es geht, wie wir versprechen,
So werden noch die Tische brechen,
Und wenn es geht nach meinem Wunsch,
So wollen wir trinken Chocolade und Punsch;
Erst wollen wir trinken Französischen Wein,
Malaga soll aber der letzte sein.
Wenn dann dieses Alles ist geschehen,
So wollen wir zu dem Tanzplatz gehen
Und zu den Ehrentänzen uns rüsten,
Da werden sich die Jungfern brüsten.
Denn alle Ehrenwerke und Thaten
Müssen sein beim Heirathen.
Die Hochzeit wird so lange währen,
Als uns der Brautvater kann ernähren:
Morgen erstlich auf Mittag,
Genau auf den ersten Glockenschlag;
Den zweiten Tag wenn die Sonne aufgeht;
Und so wollen wir nicht eher von dannen weichen,
Bis wir den siebenten Tag erreichen.
Nun stellt Euch ein, alle jung und alt,
So wird es uns gelingen bald;
Nun stellt Euch ein, bei groß und klein,
Wir wollen zusammen recht lustig sein.

Wir haben jetzt zwei ausgesandt,
Um zu holen Proviant:
Den Jäger auf das Meer, den Fischer auf den Berg.
Die Beiden werden wohl glücklich sein,
Drum stecke sich Jeder ein stumpfes Messer ein.

Sollte ich nun haben meine Sache nicht recht gemacht,
So habe ich auch eine Brautjungfer mitgebracht,
Die wird Euch Alles viel besser sagen,
Als ich es habe mögen wagen. Amen!

II.

Jetzt tret ich her
Aus Liebe und Ehr';
Euch zu bitten, ist mein Begehr.
Ich bitte Euch, daß Ihr wollt ein wenig stille sein
Und meine Worte recht nehmen ein,
Mich nicht bespotten und auslachen,
Wenn ich meine Worte nicht recht werde machen,
Weil ich noch jung von Jahren bin
Und habe noch einen blöden Sinn.

Wir sind zwei ausgesandte Boten
Von zwei verlobten Personen,
Die Euch vielmals lassen grüßen nnd bitten,
Ihrer Hochzeit mit beizuwohnen.
Sie werden Euch nicht sein unbekannt;
Mit Namen werden sie also genannt:
Der Bräut'gam ist der ehr- und achtbare N. N.

Diese beiden Personen haben sich mit einander verlobet und versprochen
Vor etlichen Zeiten und Wochen;
Sie lassen Euch bitten zur Hochzeit:
Vater und Mutter, Herr und Frau,
Söhne und Töchter, Knechte und Mägde,
Jung und alt, groß und klein,
Alle, wie sie hier beisammen sein.
Sie lassen bitten, daß Ihr wollt so gütig sein
Und Euch morgen um Ein Uhr stellen ein.
Wir wollen uns dort aber nicht lange verweilen,
Sondern bald zur Kirche eilen.

Den Kirchengang helfen zieren und vermehren
Und die Copulation mit anhören.
Nach der Copulation gehen wir wieder ins Hochzeitshaus,
Da soll angehen ein großer Schmauß.
Es ist darauf schon Alles zugericht,
An Aufwartung wird es fehlen nicht.
Sie haben darauf gebacken, gebraut und geschlachtet,
Wie viel? das habe ich nicht genau betrachtet.
Genug, Ihr könnt versichert sein,
An Essen und Trinken wird kein Mangel sein.
Der Schenker soll uns schenken ein
Bald Bier, bald Wein, bald Branntewein,
Guten Tabak und lange Pfeifen
Wird ein Jeder nach seinem Belieben greifen.
Und bei allen diesen Dingen
Wird auch die schöne Musik erklingen.
Sechs Musikanten sind schon bestellt,
Sie werden kommen weit über Feld.
Der Erste wird die Violine streichen,
Der Andere wird die Harfe greifen,
Der Dritte spielet den Basson,
Der Vierte das Waldhorn,
Der Fünfte die Trompete,
Der Sechste bläst auf der Posaunen,
Daß wir uns werden darüber erstaunen.
Und diese Lustbarkeit währt nicht nur eine kleine Zeit,
Sondern vier bis fünf Tage hocherfreut.
Den ersten Tag halb, den zweiten ganz, den dritten desgleichen,
Der vierte wird sich auch wohl mit einschleichen,
Den fünften wollen wir gehn spazieren,
Den sechsten aber wieder abmarschiren.

Die Junggesellen sollen sich nicht stellen an die Wand,
Sondern sich machen mit den Jungfern bekannt.
Die Jungfern sollen sich fein schnüren und brüsten,
Daß sie den Junggesellen gelüsten;

Sie sollen sich aber nicht gar zu fein schnüren,
Daß sie die Junggesellen nicht verführen.

Habe ich nun noch Jemand vergessen,
Der vielleicht im Winkel gestanden oder gesessen,
Habe ich ihn nicht besonders genannt,
So habe ich ihn doch mit gemeint.
Darum so stellt Euch Alle ein,
Beide groß und klein,
Wir wollen zusammen recht lustig sein.

III.

Ich bitt Euch Alle insgemein,
Alle, die hier versammelt sein,
Ich bitte, Ihr möchtet ein wenig stille sein
Und meine Worte recht nehmen ein.

Sollten auch noch Einige draußen sein,
Die mögen sich begeben zu mir herein;
Denn wenn sie meine Worte nicht selber hören,
So könnten sie sich sehr deshalb empören,
Und sagen: Wir sind nicht mit gebeten,
So wollen wir auch nicht mit zur Hochzeit treten.
Wollt Ihr sie nun rufen herein,
So will ich ein wenig stille sein.

Ich bin ausgesandt von zwei verlobten Personen,
Die künftig werden bei einander wohnen;
Nun will ich Euch machen die Personen bekannt,
Von welchen ich bin ausgesandt.

Der Bräutigam ist u. s. w.

Diese beiden Personen haben sich verlobt und versprochen
Vor einigen Zeiten und einigen Wochen

Und sind nun Willens, wie bereits bekannt,
Am morgenden Tage zu treten in den Ehestand.

Beide Verlobte lassen Euch durch mich bitten,
Daß Ihr möchtet morgen in das Brauthaus kommen geschritten,
Denn an Bier und Wein
Wird ganz und gar kein Mangel sein.

Ferner wollen wir den Kirchgang helfen zieren und vermehren,
Auch die Trauung mit anhören,
Und ist diese aus,
Gehen wir zurück ins Hochzeitshaus.

Da wird stehn ein gedeckter Tisch,
Darauf Braten, Kuchen und Fisch,
Bier, Branntewein und süßen Wein
Wird der Schenker schenken ein.

Und nach beendigter Mahlzeit
Stellen sich sechszig Hautboisten bereit
Mit ihren Geigen und Hörnern, die lassen sie klingen,
Da werden die Junggesellen Euch zum Tanze bringen.

Die Hochzeit soll so lange währen,
Als der liebe Gott uns mag Essen und Trinken bescheeren.
Den ersten Tag halb, den zweiten ganz, den dritten desgleichen,
Den vierten wollen wir auch noch nicht weichen;
Der fünfte wird sich wohl noch mit einschleichen.
Am sechsten gehen wir spazieren,
Am siebten aber wollen wir abmarschiren.

Hier will ich meine Rede beschließen
Und Euch von den Brautleuten nochmals herzlich grüßen;
Stellt Euch zur Hochzeit Alle ein,
Wir wollen zusammen recht lustig sein!

IV.

Hochgeehrte Hochzeitsfreunde! Ich komme zu Euch mit vielen Grüßen,
Warum? das werdet Ihr schon wissen;
Denn wenn man geht mit Strauß und Kranz,
So ladet man zu Fest und Tanz,
Die man dazu hat auserseh'n.
Es ist ja auch des Schöpfers Wille,
Daß nicht ganz einsam, in der Stille,
Der Mensch hier seine Zeit verlebt.
Es sollen sich die Menschen paaren,
Drum hat der Herr vor langen Jahren
Dem Adam Eva zugesellt.
Das Freien hat seitdem gewährt
Bis heute, noch nicht aufgehört.
Und Jeder stimmt vielleicht mit ein,
Daß diese nicht die Letzten sein.
Und ob Ihr sie vielleicht thut kennen,
Will ich sie doch mit Namen nennen.
U. s. w.

Diese Beiden warten nun der Stunde,
Allwo zu ihrem Liebesbunde
Der Priester seinen Segen spricht.
Der Donnerstag ist ausersehen,
Da dies soll in Erfüllung gehen.
Das geht wohl ohne Gesellschaft nicht,
Drum ist es mir gemacht zur Pflicht,
Euch nochmals zu grüßen und zu bitten,
Ihr möchtet doch nach alten Sitten
Auch mit zu ihrer Hochzeit gehn,
Ihnen liebevoll zur Seite stehn,
Sie in das Gotteshaus begleiten,
Dort ihnen Segen mit bereiten.
Das ist der Anfang alles Schönen,

Der Segen Gottes muß es krönen,
Wenn es recht wohl gelingen soll,
Denn ohne den gedeiht nichts wohl.
Wenn dann das gute Werk zu Ende,
So gehn wir eiligst und behende
Recht fröhlich zu dem Hochzeitshaus
Und leben dort in Saus und Braus.
Und wenn die Mahlzeit ist geendet,
So wird das Blatt herum gewendet,
Man ist auf Lustbarkeit bedacht,
Die Alt' und Junge fröhlich macht.
Alles hört man jubeln, singen,
Die Musik dazu erklingen,
Und es werden in dieser Pracht
Sieben Tage zugebracht.
Drum bitt ich Euch: zum Hochzeitsfeste
Kommet ja geehrte Gäste,
Und weigert Euch hierin nicht mehr,
Thut Braut und Bräutigam die Ehr.
Deshalb tret ich Euch etwas nah
Und bitte: seid doch auch mit da!
Stellt morgen Euch recht pünktlich ein,
Wir wollen mit einander recht fröhlich sein.

V.

Ihr hoch- und wohlgeehrten Hochzeitsgäste; ich habe Euch zu bitten fein, Ihr wollet ein wenig stille sein und meine Worte recht nehmen ein.

Wir haben eine christliche Ehrenwerbung von zwei verlobten Personen an Euch zu verrichten und Euch zu bitten, ob Ihr wollt diese Werbung von uns zwei ausgesandten Boten herzlich und willig annehmen.

Wir sind ausgesandt von Braut und Bräutigam, von Vater und Mutter, Bruder und Schwester, von der beiderseitigen Freundschaft. Der Bräutigam ist u. s. w.

Diese Beiden haben sich versprochen vor einigen Tagen und

Wochen, vor einigen Tagen und Monaten; wie dorten der junge Tobias mit der Tochter Sara die Verlöbniß gemacht, über Land, über Sand, bis daß sie sind kommen an des Herrn Priester seine Hand. Darum lassen sie Euch mit einander freundlich und dienstfertig grüßen und bitten, daß Ihr möchtet morgen in in das hochzeitliche Ehrenhaus einkehren und den Kirchengang helfen zieren und vermehren, um Braut und Bräutigam zu ehren und nach verrichteter Copulation ein andächtiges Vaterunser für sie zu beten, damit sie nicht in den Stand der Philister gerathen, sondern Lust und Liebe zu einander haben. Wie Tobias schreibet im achten Capitel im vierten Vers: Darnach vermahnete Tobias die Jungfrau und sprach: Sara, steh' auf und laß uns Gott bitten, heute und morgen, denn diese drei Nächte wollen wir beten und danach wollen wir zusammen halten als Eheleute. — Gott hat gemacht Adam aus einem Erdenklos und hat ihm gegeben Eva zu einer Gehülfin; wie geschrieben steht im ersten Buch Mosis im zweiten Capitel: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Darum thue ich Euch freundlich grüßen und bitten, daß Ihr werdet ja sagen und nicht nein. Tobias im achten Capitel Vers einundzwanzig: Und er ließ zwei feiste Rinder und vier Schafe schlachten und lud alle seine Nachbaren und Freunde zu Gaste. — Viele Tische sind da bereit, daß Jeder sehe, es ist da Hochzeit. Heute, als am Mittwochen, thun sie schon den ganzen Tag kochen.

Nun, liebe Leute, macht Euch auf, hübsch und fein, groß und klein, Alle sollen mit gemeinet sein. Morgen wollen wir recht anfangen und auf der Hochzeit prangen. Morgen den halben, den Freitag den ganzen Tag, den Sonnabend desgleichen, den Sonntag wollen wir auch nicht weichen. Den Montag wollen wir gehen spazieren, den Dinstag wollen wir nach Haus marschiren; am Mittwoch wollen wir uns ausruhen behend; damit geht eine ganze Woche zu End.

(Nun kommt wieder ein langer Extract aus Moses und Tobias ꝛc. Aber hier wollen wir nicht stille stehn, sondern mal nach Cana gehn. ꝛc. Zuletzt der Schluß:)

Ist der Eine oder Andere zu finden, der mir meine Zunge

kann binden und meine Worte kann enden, der trete vor mich und sage seine Bitte von sich. Und wenn denn Keiner zu finden, so will ich lieber selber enden. Sollte ich noch etwas vergessen haben, oder nicht recht gemacht, so danke ich Euch vielmals, daß Ihr mich nicht habt ausgelacht! Amen.

VI.

Ich will an der Jungfer Braut ihre Pflicht gedenken
Und will ihr ein neues Spinnrad schenken.
Es bedeutet aber das runde Rädchen,
Das die Jungfer Braut ein artiges Mädchen.
Auf dem Rade sitzt eine Schnur:
Die Jungfer Braut hat eine gute Natur.
Darunter sitzen drei Beine:
Die Jungfer Braut will nicht mehr schlafen alleine.
An dem Rade sitzt eine Flucht:
Ich wünsche der Jungfer Braut eine gute Kinderzucht.
Aber nichts kann ich ihr wünschen besser zum Lohn,
Als künftiges Jahr einen hübschen jungen Sohn.

VII.

Werthe Freunde, Hochzeitsgäste,
Die an diesem Hochzeitsfeste
Sich so freundlich eingestellt!
Höret, wenn es Euch gefällt,
Dieser meiner kurzen Rede,
Die ich jetzt an dieser Stätte
An Euch Alle freundlich thu',
Mit geneigtem Ohre zu.
Ich soll Braut und Bräut'gam wegen
Euch verdienten Dank ablegen,
Daß Ihr sie zur Trau geführt
Und den Hochzeitsgang geziert.
Sie erkennen diese Güte
Mit dem dankbarsten Gemüthe,
Und sind bei Gelegenheit

Wiederum zum Dienst bereit,
Hoffen auch dabei ganz feste,
Daß, Ihr lieben Hochzeitsgäste,
Das, was uns hat Gott bescheert,
Werde mit Appetit und Lust verzehrt.
Darauf trinke ich aus Liebe und aus Lust,
Nicht aus Hunger oder großem Durst,
Sondern aus Liebe und Freundlichkeit
Und allen Hochzeitsgästen die Gesundheit!

Das ist eins; nun will ichs wagen,
Euch noch etwas vorzutragen.
Kaum als Adam war erschaffen
Und ein wenig eingeschlafen,
War aus ihm erbaut ein Weib
Und das war ihm zugetraut.
Da entstanden nun die Flammen,
Die auf alle Menschen stammen,
Daß der Jüngling, so noch klein,
Gern wünscht, zu zwei zu sein.
Kommt er nun zu achtzehn Jahren,
O, was wünscht er sich zu paaren,
Und, steht Jungfer Lieschen da,
O, wie gerne spricht sie ja!
Denn das Herz der Jungfer lacht,
Wenn sie wird zur Frau gemacht.
Da versprechen sich die Herzen
Lauter angenehmes Scherzen.
Aber traun, wie jeder Morgen
Ungemein hat seine Sorgen,
Ei, so pflegt es zuzugehn,
Wenn wir in dem Eh'stand steh'n.
Man braucht Kleider, man braucht Schuh,
Man braucht Brod, auch was dazu;
Man hat auch wohl nöthig Wiegen,
Wo der dritte Mann kann liegen,
Windellappen, Wickelband,

Ja man braucht wohl allerhand.
Doch recht viel Glücke wünschen wir
Der jungen Braut und dem Bräutigam hier,
Wünschen, daß sie ihre Lebenszeit
Zubringen in Gesundheit und Fröhlichkeit;
Und darauf trinke ich dies Gläselein!

Ihr mögt mich aber nicht vexiren,
Denn ich habe nicht recht können studiren,
Als ich gestern Abend wollte studiren,
That mich die junge Braut verführen;
Ich ging mit ihr ins Kämmerlein
Und ließ all' mein Studiren sein.
Nun will ich aber meine Worte beschließen,
Es möchte mein Scherz den Bräut'gam verdrießen.
Kommt Alle herein, ins Brautvaterhaus
Und laßt uns betrachten den Hochzeitsschmauß.

8. Der Geduldhahn.

(Göttingisches Taschenbuch, Jahrgang 1811.)

Im Hildesheimischen sind Eheleute, wenn sie keine Kinder bekommen, dem pastor loci wegen des Abganges an den Taufgebühren jährlich einen Hahn zu geben verbunden, welchen man den Geduldhahn nennt.

Anmerkungen.



Da ich für die folgenden Anmerkungen auf Leser rechne, bei denen ich die Bekanntschaft mit der Wissenschaft der deutschen Mythologie im Allgemeinen voraussetzen darf, so habe ich mich darauf beschränkt, mehr nur die in den mitgetheilten Sagen eigenthümlichen oder neuen Züge hervorzuheben, welche mit ihren Saugwurzeln bis zu altheidnischen Vorstellungen zurückgehen möchten. Wie schon im Vorwort bemerkt, ist der Sagenkreis im Hildesheimischen, insofern er mythischen Charakter hat, in enge Grenzen gebannt. Hier, wie überhaupt in Niedersachsen, wurden die drei Götter der Abschwörungsformel als Hauptgottheiten verehrt, und an der Hand der Grimmschen Wissenschaft kann man sich wohl unbedenklich durch Sage 2, 3 und 6 bis zu Wuotan und Donar zurückführen lassen, auf Saxnôt (Zio?) dagegen deutet, wie überall wohl nicht, keine Sage hin. Nach den im Hildesheimischen gängigen Vorstellungen von dem unter Donner, Blitz und Feuerglanz einherstürmenden wilden Jäger mag auch hier, wie in den von Schwartz (vergl. dessen interessante Abhandlung: Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland und die Marken. Berlin. Hertz 1850) beobachteten Gauen, Wuotan zugleich als Gewittergott aufgefaßt sein. Die göttliche Majestät des Donnerns und Blitzens trug man vom Donar auch auf den Hauptgott Wuotan über. Wie bei Schwartz a. a. O. S. 15 ff, nach der vorhergehenden Untersuchung und den angeführten höchst charakteristischen Sagen, „der mit bellenden Hunden und rollenden Wagen im Gewittersturm einherbrausende Wode ganz in der Erscheinung des Gewittergotts auftritt, so sehen wir auch in den folgenden Sagen 2 und 3 den wütigen Jäger donnernd und blitzend oder ganz glühend einherfahren. Ueber-

haupt ist im Hildesheimischen der wilde Jäger das die Phantasie vorzugsweise beschäftigende Gespenst, aller Spuk, welcher in seinem Lieblingsaufenthalt, dem Wôld, die Leute schreckt, wird dem ehemaligen, teuflisch gewordenen Hauptgott zugeschrieben, wie denn auch der in Sage 4 und 5 auftretende Huckauf, der wilde Jäger sein soll.

1) Die hier mitgetheilte Sage von der Gründung der Stadt ist wohl die dem Volksmunde geläufigste. Im zweiten Theil der Grimmschen Sagensammlung S. 143, sowie auch in Harry's Sagen Niedersachsens Nr. 39 und 40, zerfällt dieselbe in zwei Sagen: „Kaiser Ludwig baut Hildesheim" und „der Rosenstrauch zu Hildesheim." Auch Botho in seiner 1492 gedruckten Chronik der Sassen erwähnt den Rosenstrauch nicht im Zusammenhange mit der Gründung der Stadt, er erzählt: Keyser lodewicus de vorde alle tyt ein marienbelde an synen Halse also reyt he dorch eynen wôlt so stech he van synem perde und wolde don synes gemakes (in der Grimmschen Mittheilung findet sich dafür der orientalische Ausdruck: stieg ab, seine Füße zu decken) un so satte he dat belde up eynen steyn. alse he syn warf gedan hadde do wolde dat belde nicht van der stidde. do vel de keyser lodewicus up syne kny un bat got den herrn dat he öm kundig dede wurumme dat belde nicht wolde van der stidde. were dat were van syner missedat. do horde he dat eyn stemme reyp unde sprak. Keyser so verne als ein schney velt up de erde so wyt unde so grot schast du bowen einen dom in de ere sancta maria. wat geschah de schne vel up der stidde. do sprak de keyser dut is hildeschné unde dat schal ok hildeschne heten. unde he funderede dar eynen dom unde bestedige dar eynen bischop in de ere unser lewen fruwen un satte dar den ersten bischop gunter und regerede dryttein jare. also krech de dom unde de stat den namen na dem schney de da so hilde vele dat idt wart genennet hildeschney asset nach na der wyse het hildessem. Spätere Chronisten corrumpirten hilde schne, d. i. Schnee, der hille, schnell fiel in „Heilig-Schnee". Nach einer zwar erst im 17. Jahrhundert, aber mit Berücksichtigung weit älterer handschriftlicher Chroniken und

Familienannalen, von dem Jesuiten Elbers geschriebenen, hildesheimischen Chronik, hing der Kapellan des Kaisers das Reliquiengefäß an einen Baum, während er vor einem aus Holzblöcken schnell construirten Altar Messe las. Nach Beendigung der Messe vergißt der Kapellan die kostbare Lipsanothek, eilt mit dem Kaiser in großen Sorgen nach dem Walde zurück und findet das Heiligthum wieder, kann es aber nicht vom Baume losmachen. Daß dasselbe am Baum festgefroren sei wird nicht erwähnt, der Schnee fällt erst später, wie in allen ältern Ueberlieferungen dieser Sage. Ludowicus, heißt es dann weiter, miraculi novitate consternatus, cum omni comitatu in genua procumbit, Deumque orat, ut, quid tantum miraculum sibi velit, dignetur revelare, tunc vocem hanc auditam ferunt: O Imperator! in hujus loci spatio quantum nix occupaverit, templum beatae mariae virginis construes, et continuo nivem decidisse, imperatoremque stupentum, quia aestas erat, saxonica lingua dixisse. dit is hilde schne (id est praepropera, aliis sancta nix) und schall ok Hildeschne heiten. — Elbers läßt eine ganze Reihe von Auffassungen und Erzählungen dieser Sage folgen und unter diesen findet sich denn auch schon, wie in unsrer mündlichen Mittheilung, der Rosenstock mit der Gründungssage verwebt: Multis persuarum est, fruticem sylvestrum rosarum, qui post chorum summi templi cernitur, eundem ipsum esse, ex quo suspensae fuerunt reliquiae etc.

Höchst ergötzlich ist der fromme Eifer dieses Elbers gegen die, seiner Meinung nach, profane Motivirung, welche den Kaiser das Reliquiengefäß von sich legen läßt, weil er seine Füße decken mußte. Elbers eifert besonders gegen Bünting, der in der Sachsen-Chronik gelesen haben wolle: accidisse miraculum dum imperator, sit venia verbo, naturae serviturus secederet; er findet dies inpie und sacrilege erdichtet. Die Motivirung ist aber in ihrer derben Naivität ächt alterthümlich und der gute Botho, dem Bünting und andere nachschrieben, fand noch nichts Anstößiges darin. Die von mir mitgetheilte Sage hat diesen alterthümlichen Zug nicht mehr, sie läßt den Kaiser die Lipsanothek von sich legen und einschlafen. Dagegen ist der weiße Hirsch, welchem als „weisendem Thiere“ der Kaiser folgt

eine sehr alterthümliche Vorstellung, vergl. Mythol. 1094, „Jäger geleitet der Hirsch, Hirten der Stier, Helden der Wolf. Aber auch die christlichen Helden lassen sich lieber von dem Hirsch führen, als dem heidnischen Wolf.“ Die mündliche Sage nennt selten, sie müßte sonst aus unterrichtetem Munde kommen, Ludewig dem Frommen als Gründer der Stadt, derselbe ist im Volke nicht bekannt, doch kennt man noch Karl den Großen, nennt ihn aber immer Carôlus (!) magnus. Daß ein ungewöhnlicher Schneefall den Ort bezeichnet, wo eine Kirche gebaut werden soll, kommt sonst noch vor, z. B. W. Müller und Schambach Sammlung niedersächsischer Sagen: die Kirche zu Fredelsloh.

2) Der wilde Jäger im Wôl d. i. Wold, Wald, Hildesheimer Wald. Man könnte hier an das aus Wod verderbte Wôld bei Grimm Mythol. 143 erinnert werden, doch ist hier nur der Wald, als Lieblingsaufenthalt des wütigen Jaegers, gemeint. Eigenthümlich ist, was ein Bäuerlein bei Sibbesse in der Nähe des Hildesheimer Waldes erzählte, daß wenn der wilde Jäger jage, der Wôl oder Wûl vorausliefe: „pere, hunne un groine junker jaget mit den willen Jaeger dor de lucht un de Wûl loeppt vorup, alles in für.“ Dies ist sehr merkwürdig, der Wûl wird neben dem wilden Jäger genannt! Gefragt was der Wûl sei, hieß es: „en gloinig beist“ (glühendes, feuriges Thier). Ich nehme den Wûl hier für Wolf und stütze mich auf Folgendes: Der Wolf war bekanntlich dem Wuotan heilig, nach der Edda verkehrt Odhinn mit den Wölfen Geri und Freki wie mit seinen Jagdhunden. Entweder dachte man sich den „heerschnellen“ Wolf dem Wodan, insofern dieser als Kriegsgott gedacht wurde, heilig, oder wie W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion S. 204, nach Analogie der griechischen Mythologie, wo oft ein der Natur des Gottes geradezu widerstrebendes Thier dem Gott heilig ist, es auffaßt, war der lichtscheue Wolf, nach den Edden als Symbol der Finsterniß, dem Lichtgott Odhinn, dessen Auge die Welt erleuchtet, geweiht. Nun war bei uns im Mittelalter Wûl eine euphemistische Bezeichnung des Wolfs, vergl. Kirchhofs Wendeumuth S. 254: „Auf einen narrechten Aberglauben

bestehen die Schäfer, daß sie nicht gern einen Wolf hören nennen. Darumb sie auch den, der sie auf dem Felde fragt, ob sie den Wolf gesehen haben, mit Fluchen oder einer treubischen Antwort begegnen, und da sie ja nicht vermelden können, etwas vom Wolf zu melden, sprechen sie dafür, das Unthier, der Hölzing, der Wul oder Hennicke."

Viermal im Jahr jagt der wilde Jäger im Wöld. Diese Vorstellung hängt vielleicht zusammen mit den von Gewitterstürmen begleiteten Witterungsveränderungen, welche man beim Wechsel der Jahreszeiten zu beobachten glaubte. Die Jahreszeiten trennen sich im Gewitterkampfe, so sagt man vom ersten Gewitter im Frühling, der Sommer scheide sich jetzt vom Winter, der Sommer liefere dem Winter eine Schlacht. Viermal im Jahr (vergl. Sage 3) kommt auch ein glühender Mann in glühender Kutsche zur Stadt und dieser Mann wird in Hildesheim ausdrücklich als der wilde Jäger bezeichnet. Eine Menge von Sagen, Zusätzen und Ausschmückungen bildeten sich um diesen Kern, eine andere Darstellung der Sage habe ich z. B. in der Sammlung von Müller und Schambach mitgetheilt. Doch ist der gloinige Mann in der gloinigen Kutsche nach hildesheimischen Vorstellungen immer der verdammte, in der Hölle wohnende Jäger, der Kutscher, welcher ihn fährt, ist der Teufel. Auch die Grimmsche Sammlung I. Nr. 277, erwähnt einen feurigen Wagen, doch ohne ausdrückliche Beziehung auf den wilden Jäger. Jagt der wilde Jäger im Wöl, so ist er ebenfalls feurig, auch Hunde und Pferde sind feurig, „Alles prasselt in Flammen und es geht Einem wie ein Gewittersturm über dem Kopf hin." Der Junge aus Petse wird geblendet durch den Feuerglanz und bleibt blind, trotzdem er durch den Erbschlüssel, welcher bekanntlich magische Kraft hat, gesehen. Alle diese Vorstellungen von einem feurigen, donnernden und blitzenden wilden Jäger, stützen die Ansicht, daß in Niedersachsen oder wenigstens in dem Bezirk unseres Sagenkreises, der Wode zugleich als Gewittergott vorgestellt wurde.

4 und 5) Der Huckauf, auch in andern Gegenden als Plagegeist bekannt, (Grimm, Sagen Nr. 79, die Nonne zu Kendenich) soll nach hildesheimischen Vorstellungen

ebenfalls der wilde Jäger sein, er springt mit dem Jägerschrei Hoho! Hoho! dem Wanderer auf den Nacken. In 4 erscheint er zuvor als ein großer, grausenhafter Rabe, oder kündigt sich durch diesen Raben an. Dieses Zusammenbringen des Huckauf mit dem, dem Wuotan heiligen Raben, unterstützt die Auffassung, daß der Huckauf und der wütige Jäger, im Hildesheimischen ein und derselbe Unhold ist. Der Rabe erscheint überhaupt als ein unheimlicher, grauenhafter Vogel, als ein „Höllenvieh", vgl. Sage 41, wo er auch als Bote des Teufels zu kommen scheint. Dennoch, und das möchte eine sehr alterthümliche Vorstellung sein, die bis in die Zeiten hinaufragt, wo Wuotan noch nicht durch das Umsichgreifen des Christenthums zum Teufel degradirt war, erscheint der Rabe auch als ein wohlthätiges, warnendes Thier, so in Sage 9, wo er warnend ruft: wâr dek! wâr dek! Wie Grimm, Mythol. 637, bemerkt, hat in den ältern Sagen der Rabe nichts von der bösen, teuflischen Natur, die hernach diesem Vogel beigelegt wird. Früher war in Hildesheim der Huckauf als Gespenst sehr populär, vor etwa 70 bis 80 Jahren benutzte ein Verbrecher diesen Aberglauben, versteckte sich Nachts in der Stadt in Winkeln und unter den Bögen des Domhofs, und sprang den Leuten unversehens, indem er mit Ketten und Knochen rasselte, auf den Rücken, um die vom Schrecken Gelähmten zu berauben, namentlich riß er Frauenzimmern die Ohrringe ab, bis ihn ein starker als Frauenzimmer verkleideter Student beim Kragen nahm und der Strafe überlieferte.

6) Diese Sage glaube ich, ohne mich des sehr eingerissenen Mißbrauchs, jedes Ammenmärlein auf die deutsche Mythologie zurück zu zwingen, schuldig zu machen, auf Donar beziehen zu dürfen. Die Abschwörungsformel, die Heilighaltung des Donnerstags, die im Vergleich zu andern deutschen Stämmen schon früh hervortretende, größere Neigung der Sachsen (vergl. Anton, Geschichte der deutschen Landwirthschaft) zum Ackerbau, und der in Hildesheim und Halberstadt stattgefundene Gebrauch des Donnergottsteinigens, geben der Vermuthung guten Grund, daß in Niedersachsen ein lebhafter Donarcult stattfand. Ueber den Cult des Donnar in Deutschland überhaupt vergl. Müller a.

a. D. S. 248 ff. und Mythol. 173. Den Kriegsgöttern Wuotan und Sachsnot sind reißende Thiere heilig und das kriegerische Pferd, dem die Arbeit und die Arbeiter schützenden Donar dagegen Hausthiere, er fährt mit Böcken, Ziegen werden ihm geopfert. Als Beschützer des Ackerbaus ist Donar zugleich Herr über Wind und Wetter, er waltet im Gewitter, sein Hammerwurf ist der Blitz, Eiche, Eichhörnchen, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, rother Hahn sind ihm heilig; gleich Zeus und Jupiter wurde ohne Zweifel auch der deutsche Donnergott mit rothem Barte vorgestellt" (Grimm). Erinnern wir uns dieser Züge bei der vorliegenden Sage, so finden wir einige überraschende Anklänge. Unter einer Eiche arbeitet ein alter, unbekannter Mann mit langem Barte, er führt ein hammerartiges Werkzeug, eine Rodehacke, Reutehacke, (ein der Rodehacke noch näher kommendes Werkzeug als der Hammer ist die Axt, nun nennt man die mallei joviales des Saxo auch Donneräxte, und das Mythol. 773 angeführte „Dreschen mit der feurigen Axt", hat unverkennbar eine Beziehung zu Thors Miölner) und säubert, vielleicht um das Wachsthum seines Lieblingsbaumes zu fördern, die Wurzeln von parasitischem Gesträuch. Seine Würde verträgt es nicht, den Hohn des hinzutretenden Bauernknaben zu beachten, erst als der Junge nach dem Neste greift, geräth der alte Mann in heftigen Zorn, sein „Bart prasselt." Wenn der Gott zürnt, bläst er in seinen „Bart und Donner schallt durch die Wolken." Hätte die Sage überliefert, daß der Junge ein Rothschwänzchennest in der Eiche angegriffen habe, so bliebe wohl kaum ein Zweifel, daß hier eine Erinnerung an Donar vorliegt, indeß heißt auch der Fliegenschnäpper ein Herrgottsvogel, und eine Verwechslung von Thiernamen kommt in der Volkssage häufig vor, Rothschwänzchen und Fliegenschnäpper sind außerdem sehr verwandt, beide sind muscicapidae. Nach der nordischen Vorstellung muß man beim Gewitter die Fenster schließen, damit die vom Thor verfolgten Trollen, welchen er den blitzenden Miölner nachwirft, nicht hineinfliegen und den Blitz ins Haus locken. Wie ein Wetterstrahl fährt auch die geworfene Rodehacke an dem Jungen vorbei, letzteres, daß die Axt nicht trifft, ist freilich dem Wesen des Donnergottes ent-

gegen, denn Thor trifft immer, wo wäre aber in einer spät erzählten Sage überhaupt der Gott in seiner ganz ursprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit erhalten?

7) Zauberer und Teufelsbündner entziehen sich zuweilen mit Hülfe des Teufels durch „Augenverblendung" der Hinrichtung, statt des Deliquenten hängt plötzlich ein Strohmann am Galgen und der Malesicant ist verschwunden. Die Wolfsfalle, welcher hier der Währwolf nicht entgehen konnte, war mit drei Kreuzen von „Osterholz" gefeit. Osterholz nennt man die Kohlen oder Feuerbrände, welche man in Hildesheim von dem, während einer Priesterprocession, vor dem Dom angezündeten Osterfeuer entnimmt; man soll dieses Osterholz aber nicht zu profanen Zwecken gebrauchen, früher bestrafte solch einen profanen Gebrauch sogar die Obrigkeit, so erzählt Elbers: 1560 Pridie paschalis post benedictionem ignis paschalis, anus dicta Fürhenseſche, sustulit carbonem detulitque domum suam non pietatis sed foci succendendi causa. Hermanus apparitor, vulgo Markvoigt ideo eam detulit ad Senatum a quo multata est decem florenis.

8) Dafür, daß auch der Iltis als gespenstisches Thier angesehen wird, habe ich, wenn man das nicht hierher ziehen will, daß Hinzelmann (Grimm, Sagen I. S. 111) seinen Verfolgern in Gestalt eines ähnlichen Thiers, eines schwarzen Marders entflieht, in keiner mir bekannten Sammlung ein Beispiel aufgefunden. Der Iltis ist hier als Dreibein gedacht und dies erscheint im Hildesheimischen nicht immer als Hase, sondern auch als Hund, ja sogar als Esel.

10) Diese sich in Menschen mit „langem, langem Haar" verwandelnden Gänse, bilden mit dem Hakemann die einzige Spur von Wassergeistern, welche ich im Hildesheimischen aufgefunden habe. Vielleicht ist es der Mangel an größern Flüssen und Seen, welcher die Phantasie in dieser Gegend für Nixensagen nicht angeregt hat.

11) Veitel mußte „Moritz machen", soll heißen „mores machen", so bezeichnete man eine demüthigende Verneigung, zu welcher der Muthwille sonst die Juden zwang. Auch in Frankfurt war in den „guten alten Zeiten" diese Verhöhnung üblich,

vergl. Gutzkow im Leben Börnes. In der Zeit des französischen Uebergewichts mußten dafür, wie Börne irgendwo sarkastisch bemerkt, die Frankfurter Patricier uud der Senat auch mores machen. Schabbesfrau ist die christliche Aufwärterin, welche während des Sabbaths Bedienung und Arbeit in jüdischen Häusern übernimmt. Diese Sage von der schreienden Schlange, ist, abgesehen von dem starkmachenden Schlangenfett, welches an den Drachentödter Siegfried erinnert, auch deshalb interessant, weil sie den Beweis giebt, wie selbst das jüdische Volk, dessen Wesen der christlich-heidnisch-germanische Aberglaube sonst durchaus widersteht, in einer sagenreichen Gegend mit in das Dichten hineingezogen wird. So erzählte auch Jütel, eine fast hundertjährige Jüdin: Zu einem Handelsmann auf dem Lappenberg kam ein „bekowiter Goi" (ein vornehmer, angesehener Christ) und versetzte einen kostbaren Ring. Als der Handelsmann einige Tage später den Ring besieht, findet er statt des Rings einen zusammengekrümmten, häßlichen Wurm. Wüthend wirft Pessche, des Handelsmanns Frau, den Wurm ins Feuer, aber sogleich pocht der vornehme Christ an die Hausthür, hält den versetzten Ring in der Hand, zittert am ganzen Leibe und sagt, er habe den Ring aus Versehen wieder mitgenommen. Der Handelsmann nimmt höflich den Ring wieder in Empfang, ruft aber nachdem er die Thür wieder geschlossen, dem sich entfernenden Herrn aus dem Fenster nach: „Wenn der Ring wieder ein Wurm wird, wirft ihn Pessche wieder ins Feuer!" Der Ring ist aber kein Wurm wieder geworden.

Einem alten Bocher (Lehrer), der auf dem Zimmerplatze immer eifrig in hebräischen Büchern studirte, rief es einst beim Hereinbrechen des Sabbathsabends mahnend über die Schulter:

Bocher geh der'heim,
Die Schtern gucken mit hinein.

12) Die Schlange erscheint hier prächtig, roth mit goldener Krone. Bekanntlich galt den Germanen die Schlange als heiliges Thier, sie war Symbol des Lebens und der Seele. (W. Müller a. a. O. S. 206.) Es ist sündlich eine Schlange zu verletzen, daher bekommt der werfende Junge einen lahmen Arm. Die Schlange war auch dem Odhinn heilig, erscheint auch als

schützender Hausgeist, den man mit Speise und Trank pflegt. Vergl. Mythol. 651, wo auch die goldenen Kronen der Schlangen besprochen werden. Die Longobarden verehrten, wie wir aus der Vita St. Barbati wissen, eine Natter, „bestiae simulacro, quae vulgo vipera nominatur, flectebant colla.

14—17) Diese Sagen haben, wie auch 20, einen legendenhaften Charakter, in 16 und 17, besonders spricht sich ein sehr gemüthvoller, poetischer Glaube aus. Daß unter den Tritten der wandelnden Maria Blumen sprießen, findet sich auch sonst häufig.

18) Daß blasphemische Mißhandlungen von Kreuzen und Heiligenbildern auf der Stelle durch ein Wunder bestraft werden, ist gewöhnlich. Viel Aehnliches mit der vorstehenden Sage hat das, was Serarius in der Mainzer Chronik S. 863 von dem Gotteslästerer Schellkropf erzählt, welcher ein Crucifix und Heiligenbilder mit dem Schwerte zerhieb, weil sie seinen Verlust beim Spiel verschuldet haben sollten. Den geschlagenen Bildern aber entfließt Blut und dies bringt den Sünder so aus der Fassung, daß er nicht von der Stelle weichen kann und zur Strafe gezogen wird. Vergl. auch Cäsarius v. Heisterbach B. X.

19) Werfen von unsichtbarer Hand. Man schreibt es, wie wir unten noch weiter sehen werden, feindseligen Poltergeistern, Plagegeistern und Dämonen zu. Die Kobolde werfen unsichtbar von den Dächern, Ziegel auf die Vorübergehenden ab. Grimm Mythol. 481. Riesen und Teufel werfen mit Steinen. Ueberhaupt (Grimm a. a. O.) erscheinen in dieser Beziehung die Poltergeister mehr teuflisch und gespenstig als elbisch. Diese Ansicht bestätigt auch der unten mitgetheilte Hexenproceß der Wünstedtsche, wo Dämonen werfend auftreten.

20) Die Legende vom Bernwardskreuz habe ich absichtlich in der von dem Dichter (Gedichte von Josef Graën, Hildesheim 1849) ausgeschmückten Form aufgenommen, um zu zeigen, wie das moderne Kunstdichten durchaus nicht fähig ist, den alten einfachen Sagenton zu treffen. Der Dichter dieser Verse ist sonst ein gläubiges, tiefpoetisches Gemüth, begabt mit einem regen Sinn für das Sagenhafte und Alterthümliche, dennoch gelingt ihm nicht jene Klarheit und Durchsichtigkeit des Styls,

welcher den Sagen so eigenthümlich ist. Thangmar in der vita Bernwardi, (bei Pertz Tom IV. S. 762) erzählt die Entstehung des Kreuzes mit folgenden einfachen Worten: Venerabilis pontifex Bernwardus thecam auro gemmisque lautissimam, in qua vivicum lignum includeret, paravit, et cum ex tribus particulis sanctiligni quartam si fieri posset excidere temptaret, ut per singulas absides admitteret: ecce subito inter manus ipsius antistis, quarta particula sacratissimi ligni angelico ut creditur ministerio delata, apparuit. Mox igitur praesul laetus, lignum sanctum per quatuor absides paravit.

21) Mit dieser Sage können wir passend in das heimlich-unheimliche Wirken und Schaffen der „halbgöttlichen Naturen“ der Zwerge und Hausgeister einleiten. Die geheimnißvolle Prinzessin als rührige, sich den gröbsten Arbeiten unterziehende Dienerin, erinnert an fleißige, den Wohlstand des Hauses mehrende und befördernde Wichte. Indeß stehen freilich einer solchen Auffassung viele Züge im Wesen der Prinzessin entgegen; zuerst erscheint der Wicht nicht als Weib, *) sondern als kleines, ungestaltetes Männlein, auch ist er selten sichtbar, es ist sogar gefährlich, ihn sehen zu wollen, so wird bei Grimm, Sagen I. 76 der sonst so fleißige und gefällige „Klopfer“, als man ihn sehen will, bitterbös, fährt feurig durch den Rauchfang und steckt das Haus in Brand. Diese Züge passen nicht auf unsere Prinzessin, sie wird als sehr schön geschildert und verkehrt sichtbar in lebendiger Frische unter den Menschen. Vielleicht haben wir hier ein von der Sage sehr ausgeschmücktes Factum, doch ist dies, daß Prinzessinnen oder andere, „denen es nicht an der Wiege gesungen“, dienen und grobe Arbeit verrichten müssen, eine uralte oft wiederkehrende Vorstellung, z. B. Gudrun, Aschenbrödel u. s. w. Der Aufzug des die Prinzessin abholenden Bräutigams mit Mohren und Haiducken erinnert an die Prunkfahrten der Großen **) im 17. und 18. Jahrhundert, sehr merkwürdig und alterthümlich ist aber das in dem glänzenden Zuge angeführte „Schiff

*) Doch im Osnabrückschen und einigen Gegenden Westphalens Wicht auch = Mädchen. Mythol. 410.

**) Die Scenerien der Sagen ändern sich.

auf Rädern", in welchem häßliche Spielleute sitzen, sollte dies doch auf die Spur der Verehrung einer weiblichen Gottheit hinweisen? So zog man auch bekanntlich 1133 in Achen und noch 1330 in Ulm, vielleicht in dunkler Erinnerung an den erloschenen Cult einer Göttin (Isis des Tacitus?) ein Schiff auf Rädern umher.

22) Hier haben wir einen wirklichen Hausgeist, einen „Napfhans", er scheint gutartig und wird nur böse, wenn man vergißt, ihm die gewohnte Portion Essen zu geben. Er ist sehr gefräßig und zehrt Alles auf, was man ihm vorsetzt, „die Schüssel ist so blank, als ob sie der Hofhund unter der Zunge gehabt hätte"; es ist nun das Scheuern und Blankputzen der gebrauchten Geschirre überhaupt ein Geschäft der Hauswichtel, hier aber soll dieser Zug die Gefräßigkeit des Geistes ausdrücken, wodurch er Kriegs- und Hungersnoth verkündet.

23—26) Bringt einige neue Züge von dem berühmten Hödeken, Hütchen, Hans mit Hütchen, oder genius pileolus, wie er in lateinischen Chroniken genannt wird. Die gängigsten und charakteristischsten Sagen vom Hödeken haben die Gebrüder Grimm bereits mitgetheilt, (Sagen I. 74 ff.) in vorliegenden mündlichen Ueberlieferungen, findet sich, außer mancher Abweichung von dem schriftlich Ueberlieferten, die Vorstellung, daß Hödeken, nachdem er es müde war den Menschen zu dienen, sich zu den Zwergen begab und ihr König wurde. Nach Sage 23 hat Hödeken nicht, wie man gewöhnlich erzählt, am Hofe des Bischofs Bernhard, sondern auf der Winzenburg den Küchenjungen in den Kessel gesteckt. Auch erzählt man, daß der Küchjunge dem Geist, unter andern muthwilligen Streichen, Erbsen gestreut habe um ihn zum Fallen zu bringen; dies mag aus den Sagen von dem Hausgeist und Zwergkönig Goldemar oder Vollmer (Mythol. 422, 435, 477) übertragen sein. Vollmer und Hödeke haben überhaupt viel Gemeinsames, so meidet nach Andeutungen in den vorliegenden Sagen, Hödeke später den Umgang mit Menschen und zieht als Zwergkönig in das Zwergsloch, auch Vollmer ist Hausgeist und Zwergkönig zugleich. Dies unterstützt neben Anderem meine Ansicht, daß gutartige Hausgeister und Zwerge, wenn auch nicht

als ganz identische, doch als sehr gleichartige Wesen gedacht wurden; selbst im Aeußern tritt diese Gleichartigkeit hervor. Zwerge und Hausgeister erscheinen beide in der Größe kleiner Kinder und der Zwerg Goldemar fühlt sich eben so an, wie Heinzelmann, wenn dieser seine kleine „froschkalte“ Hand einem Neugierigen zum Befühlen hinhält. Ebenso dienen die Zwerge, als die „Personificationen der im Verborgenen schaffenden, wohlthätigen Naturkräfte“, gern den Menschen, (vergl. Müller a. a. O. S. 332 ff.) ganz wie die gutartigen Hausgeister, werden aber auch wie diese durch Undankbarkeit und Beleidigungen von Seiten der Menschen heftig erzürnt und rachsüchtig. Von diesen gutartigen Hausgeistern und Zwergen scheiden sich nun wohl weit schärfer als man gewöhnlich annimmt, die bösen, plagenden Hausgeister oder Kobolde ab, sie richten nur Schaden an, wie in Sage 27 und 28, oder lassen sich gewährte Dienste und Vortheile mit der Seele des Empfängers bezahlen, sie sind daher wesentlich dämonischer Natur. Als Dämonen erscheinen sie mit feurigen Augen, feuerrothem Haar oder in rother Kopfbedeckung. So merkt Emil Sommer zu Sage 22—31 seiner Sammlung an: „In ganz Sachsen und Thüringen tragen die Kobolde rothe Röcke und rothe Kappen, haben große feurige Augen und ziehen, wenn sie durch die Luft fliegen, lange, feurige Streifen hinter sich her .... Selten denkt man sich die Kobolde grün gekleidet.“ Vielleicht deutete man nach heidnischen Vorstellungen durch die grüne Farbe das liebliche, freundliche, gutartige an, so sieht man Hödeken beim Domherrn in der Waschküche in grüner Jacke; freilich ist nun in den Hexensagen Grün auch eine Leibfarbe des Teufels und der Dämonen, indeß erklärt sich dies wohl daraus, daß man in den christlichen Zeiten gute und böse Götter und Halbgötter ohne Unterschied zu Teufeln herabsetzte. Doch läßt die grüne Kleidung der Dämonen und Incuben, wie wir unten bei den Hexensagen sehen werden, noch manche andere Deutung zu. So viel bleibt gewiß, daß die gutartigen Hausgeister selbst ein deutliches Bewußtsein darüber haben, daß sie andere Wesen sind, als die Kobolde und plagenden Poltergeister, so antwortete Heinzelmann (Grimm, Sagen S. 112), als er gefragt wurde, ob er die Kobolde und Polter-

geister kenne: „Was gehen mich diese an? Das sind Teufelsgespenster, zu welchen ich nicht gehöre. Von mir hat sich Niemand Böses, vielmehr alles Gute zu versehen." Ein besonders eifriger Christ ist Heinzelmann nun freilich nicht, er betet stümperhaft, wie könnte er aber auch anders, da er wohl ein ganz braver Kerl, aber doch nur ein Heide ist.

In späterer Zeit, als die Klarheit des Bewußtseins über die heidnischen Ueberlieferungen sich mehr und mehr trübte, verlieren sich erst die scharfen Grenzen zwischen guten und bösen Geistern, so erscheint auch Hödeken in spätern Sagen, welche Letzner und Elbers mittheilen, als Schaden bringender Rabe und gespenstisches, böses Dreibein. So erzählt Elbers nach Letzner und Andern: „Anno 1448 Leonardus Vogel Wernigerodensis et Conradus Weiter religiosi in clusa B. Mariae virginis prope Gandershemium, curiositate aliqua ducti, voluerunt sacris exorcismis a genio (Hödeken) hoc extorquere, qualis sit, unde venerit, et quorsum isthic haereat. Feria post Dominicam laetare ingressi sunt sylvam arci (Winzenburg) proximam, adjuratus comparuit specie corvi, nullam autem reddidit articulatam vocem, sed cantu, ploratu, volatu mirisque nugis separavit Monachos, ut alter alterum quidem audire, non autem accedere potuerit. Oberrarunt itaque quatriduo expertes cibi, potus et somni. Tandem die veneris, dato signo ad salutationem angelicam, convenerunt in pago Wetteborn, sed ita exhausti ut nec copiosiissimo cibo famem explere potuerint, atque ob virium debilitatem ad suum Monasterium devehendi fuerint." Beide Mönche starben wenige Tage nach diesem Vorgange. In noch späterer Zeit hörte Letzner von einem sehr alten Pferdehirten, daß ihm während der Nacht auf der Weide Hödeken als Hase (wahrscheinlich als dreibeiniger Hase) erschienen sei und wie er nun sein Geschoß auf diesen Hasen gerichtet habe, hätte er statt dessen sein eigenes Pferd durchbohrt. Auch in der Sage von dem bösen Geist Schaperjohann (in der Sammlung von Müller und Schambach habe ich sein Treiben am Kehrwieder bereits mitgetheilt), der nach seiner Verbannung, in der Kerbe, einer Schlucht in der Nähe des Zwerglochs wohnt, scheint eine dunkle Beziehung zu dem in

späterer Zeit böse gedachten Hödeken zu liegen. Hödeken als Zwergkönig treibt Mittags seine in Schafe verwandelten Zwerge nach der Kerbe und verschwindet daselbst. Merkwürdig ist diese Vorstellung von den in Schafe verwandelten Zwergen, welche Mittags von 12 — 1 an die Sonne getrieben werden. Es scheint mir dies, neben Manchem andern, ein Zeugniß, daß die Sagen 24 — 26 einer späten Zeit angehören; zwar ist es ein alterthümlicher Zug, daß die Zwerge es lieben, bei warmen Sonnenschein ihre finstere Höhle zu verlassen, um sich zu sonnen, in früherer Phantasie und glaubensvollerer Zeit sah man nun auch die Zwerge wirklich vor ihrer Höhle im Sonnenschein liegen (se luseden sek in der sunne), als aber später der Glaube nicht mehr so lebhaft und nicht mehr so reich an Visionen war, sah man sich in der Mittagsgluth vergebens nach den Zwergen um, statt der Zwerge fand man aber zahlreiche Schafheerden, welche in der Nähe des Zwerglochs zu weiden pflegen, und da nun der Glaube an der Existenz der Zwerge noch immer festhielt, so half er sich durch die Vorstellung, daß sie nicht mehr in ihrer natürlichen Gestalt, sondern als Schafe dem Menschen erschienen.

25) Die Spuren einer späten Entstehung zeigt mir besonders diese drollige Sage, „Zwerge und Verwandlungen“, sie ist ganz märchenhaft. So ausgedehnte und complicirte Sagen, wie diese, findet man selten über Zwerge, zwar haben fast alle darin vorkommenden Züge ihre Analogien in den Zwergsagen, aber die Composition des Ganzen erinnert an Rübezahlmärchen. Die Vorstellung, daß sich wie hier, Geschenke der Zwerge in Gold verwandeln, findet sich häufig in Niedersachsen, so z. B. in der von Schambach bei Grimm Mythol. 435 mitgetheilten Zwergsage aus Dorste bei Osterode. In unserm sagenhaften Märchen wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Zwerge alle Produkte, die sie essen, selbst bereiten und ziehen, wie das kleine, der Zwergen Größe entsprechende Schlacht- und Federvieh, Wein und Obst aber, heißt es, stehlen sie den Menschen. Das ist eigenthümlich, warum gerade Wein und Obst? Zwar werden die Zwerge überhaupt häufig als diebisch geschildert, sie stehlen Feldfrüchte, gehen besonders gern in die Schoten u. s. w., doch ist

Alles dies wohl als sehr spät entstanden anzusehen. Müller a. a. O. S. 337, nennt es eine Verirrung der Sage, daß die Zwerge, indem sie den Menschen bei der Ernte helfen, sich diebisch erweisen, die Früchte von den Feldern stehlen, oder die ausgedroschenen Körner für sich einsammeln. Auch lehnen die Zwerge nach den bei Grimm Mythol. 426 angeführten Stellen, aus Ruodlieb und andern, aufs bestimmteste den Vorwurf der Hinterlist und unehrenhafter Gesinnung ab: non aliter loquimur nisi sicut corde tenemus, sagt der gefangene Zwerg. Ebendaselbst heißt es, daß die Zwerge nur gesunde, einfache Speisen genössen, nun ist Obst, welches sie stehlen sollen, freilich die einfachste Speise, welche es giebt, warum sollen sie aber nicht auch dies, wie andere Früchte in ihrem Zauberrevier erzeugen können? Der Zug des Obst- und Weinstehlens ist schwerlich ein alterthümlicher und bestätigt meine Vermuthung, daß dieses sagenhafte Märchen erst spät unter dem Einfluß anderer Märchen entstanden ist, dafür spricht auch die geringe Verbreitung desselben, denn außer bei dem phantasievollen, alten Mütterchen, welche das Märchen erzählte, habe ich dasselbe sonst nur fragmentarisch in wenigen Spuren wiedergefunden. Das Ganze giebt aber den Beweis, mit welcher Lust und Lebendigkeit auch noch in spätern Zeiten das Volk an den überkommenen Ueberlieferungen herumdichtete.

27) Der hier auftretende Geist gehört in die Classe der bösen Poltergeister, ich habe ihn unpassend Wicht genannt, auch kennt man diese Bezeichnung schwerlich im Hildesheimischen, nicht einmal Kobold ist dem Volke geläufig, man sagt dafür am gewöhnlichsten: Unding, dann gluswanz, glubolte, boltenkopp, auch soll steppcken vorkommen, doch habe ich letztern Ausdruck nie selbst im Volke gehört. Auch ist zu bemerken, daß man mit allen jenen Benennungen, Unding ausgenommen, den Teufel selbst bezeichnet. Das Unding in Garbolzum wird gebannt, durch Haare, welche ein Wissender unter die Schwelle legt, auch nach der gestriegelten Rockenphilosophie bannt man auf diese Weise Kobolde. Ueberhaupt haben unter die Schwelle gelegte Haare festmachende Kraft; ein Mann, welcher mir eine erwachsene Katze schenktte, rieth mir, derselben 3 Haare auszuraufen und

unter die Schwelle zu legen, dann liefe die Katze nicht fort und müsse beim Hause bleiben.

28) Poltergeister ruft man ins Haus, wenn man die Leber einer Fledermaus hinterm Schornstein versteckt. Die gestriegelte Rockenphilosophie hat ganz Aehnliches: „Wenn man das Milz von einer Fledermaus in einem Gemach verwahrt, so rumoren in solchem Gemach die Gespenster und Poltergeister."

29) Der Glaube, daß Sonntagskinder Geister zu sehen fähig sind, ist sehr allgemein. Die vorliegende Erzählung erwähnt aber auch, wie man es anzustellen hat, wenn man ohne Sonntagskind zu sein, Gespenster oder gespensterhafte Erscheinungen sehen will. Die geschilderte Erscheinung gehört in das Bereich der Ahnungen oder „Vorgelate."

30 — 32) Diese Sagen (auch 35) erzählen von eigentlichen Gespenstern, lemures, larvae, den Seelen verstorbener Menschen, welche noch nicht zur Seligkeit gekommen sind, oder ihrer überhaupt nicht theilhaftig werden können. Diese „umgehenden Spukedinger" sind die eigentlichen Schreckgespenster, sie erscheinen immer grausenhaft, auch wenn sie unverändert in der Gestalt, welche sie im Leben hatten zurückkehren. Es möchte sehr selten vorkommen, daß ein Gespenst als gemüthlicher, hülfreicher Hausgeist auftritt, Grimm führt Mythol. 865 auch nur das eine Beispiel von dem Geist des Pächters Kurt zu Hacheborn an. Wo einmal ein Gespenst, sich im Hauswesen beschäftigend, erscheint, wie nach zahlreichen Sagen der abgeschiedene Geist einer sorgenden Mutter, arbeitet es nur zum Schein, stellt nur mimisch die früher gewohnte Thätigkeit dar. Doch sind die Gespenster allerdings auch im Stande Geräusch zu machen wie die Poltergeister, sie gehen mit schlurfenden Tritten durch's Haus, werfen auch wohl in der Küche mit lautem Gepolter alle Geschirre durcheinander, sieht man indeß nach, so findet man Alles in alter Ordnung an seinem Platze. Auch nach der Erzählung 30 schreckt ein Gespenst durch Geräusch, indem es einen Wanderer mit festen, lauten Tritten verfolgt. Der Verfolger ist unsichtbar, darum aber eben um so grauenhafter, denn der natürliche Mensch fürchtet sich am meisten vor dem, was sich ihm blos durch das Gehör kund giebt, weil wenn Nichts sichtbar, auch die in größerm

oder geringerem Grade drohende Gefahr nicht zu übersehen ist. „Kein Mensch, heißt es in der Erzählung, hat dort Etwas gesehen, aber desto mehr gehört und das ist viel schlimmer.“

31) Um den Verkehr im Handel und Wandel fest zu regeln und Streitigkeiten und Uebervortheilungen vorzubeugen, verwahrte man die Muster gültiger Maaße in derben unzerstörbaren Stoffen, im Mittelalter auf den Rathhäusern. So findet man noch heute an manchem Rathhause eine alte eiserne Elle an eiserner Kette. In Hildesheim ist, der Schrift nach im fünfzehnten Jahrhundert, ein Garnmaaß in einen Stein der Rathhausmauer gehauen, das Maaß war so lang wie der Raum, welchen die Worte einnehmen: dat is de Garenmate. Eine spätere Zeit, welche den Brauch nicht mehr kannte, erklärte sich die Worte durch die mitgetheilte Sage. In den Beiträgen zur hildesheimischen Geschichte Bd. I. S. 332 wird auch eine eiserne Elle erwähnt, welche dieselbe Inschrift hat. „Am Rathhause vorn hängt ein Messer oder Schwert über einem Halseisen, welches die Criminaljurisdiction repräsentirt. Daselbst hängt auch die Hildesheimische Elle mit der Inschrift: dat is de Garenmate, welche die Polizei repräsentirt. Ein steinerner Hildesheimischer Scheffel oder Himpte soll auch beim Rathhause vorhanden sein.“

32) Dem Binden und Verknüpfen legte man Zauberkraft bei, am bekanntesten ist das Nestelknüpfen, ligulam ligare, lier l'esquilette, indem man durch heimliches Verknüpfen der Schnür oder Haftbänder jungen Ehemännern die Macht zu nehmen glaubte. Vergl. Freudius in Gewissensfragen von Zauberei quaest. 185 ff., und Cypraeus de connubiorum jure c. 9. Die Vorstellung, durch Binden zauberisch wirken, namentlich bannen und verfesten zu können, giebt sich an die Hand und ist gewiß schon sehr alt. Nach der gestriegelten Rockenphilosophie wird ganz wie in der vorliegenden Sage, ein Gespenst durch Binden festgemacht, 6. Hundert S. 304: „Wenn ein Weib sich für Gespenster fürchtet, und bindet mit ihrem Strumpfbande das Thürschloß zu, so kann kein Gespenst hineinkommen.“

Das Gespenst erscheint in unserer Sage ganz besonders grauenhaft und drohend. Man hatte alle Ursache, sich vor solchen

Gespenstern zu fürchten, denn man hielt sie fähig, nicht allein durch ihre Erscheinung tödtlichen Schrecken einzujagen, sondern glaubte auch, daß sie den Menschen verstümmeln, schlagen, ja ermorden könnten. Bekannt sind die Vorstellungen von dem grauenhaften Treiben der Vampyre in slavischen Ländern. In den guten alten Zeiten der Hexenverfolgungen entgingen auch solch mörderische Gespenster der Criminaljustiz nicht, so erzählt Döppler im theatro poenarum II. 358: „Anno 1337 kam ein Hirte eine Meile Wegs von der Stadt Cadan alle Nachte aus einem Grab herfür, ging in die Dörfer, erschreckte die Leute und redete mit ihnen als wenn er noch lebte, ermordete auch etliche. Und wenn er einen mit Namen nannte, der starb in acht Tagen. Die Nachbarn schlugen ihm einen Pfahl durch den Leib, dessen lachte er und sprach: Ihr habt mir einen großen Dienst gethan, indem ihr mir einen Stecken gegeben, damit ich mich desto besser der Hunde erwehren kann. Hernach wurde er von zwei Henkern verbrannt, da zog er die Füße an sich, brüllte eine Weile wie ein Ochse und schrie auch wie ein Esel, als ihn aber der eine Henker in die Seite stach, floß das Blut mildiglich heraus, und das Uebel hörte endlich auf.“ Andere Beispiele von Gespenstern, welche durch Henkershand bestraft werden, a. a. O. S. 350 u. 359. Insgemein schützte man sich gegen den Vampyr oder das Gespenst, indem man es wie eine Kindesmörderin pfählte, half das nicht, so verbrannte man es.

33) Der Glaube, daß ein Schatz durch das Opfern eines schwarzen Huhnes gewonnen würde, war sehr allgemein. Wie man denn dem Teufel überhaupt Hühner und Hähne, besonders gern von schwarzer Farbe opferte, gleichwie dem heidnischen Kakodämon des Nordens, Loki; vergl. Müller Geschichte und System der altdeutschen Religion S. 109 u. 220. Ungewöhnlich in unserer Sage aber ist es, daß durch das geopferte Huhn der Schatz nicht unmittelbar gehoben wird, sondern von demselben Huhn vermittelst gelegter, goldener Eier in der Schatzgräberin Hände kommt, bis dann nach Jahresfrist der Teufel das ihm gehörige Huhn holt. Vögel, welche goldene Eier legen, sind sonst in unsern Sagen und Märchen häufig, vergl. z. B. Emil Sommers Sagen S. 63. Mit der Fähigkeit Eier zu

legen, stattet auch wohl der Teufel die Hexen aus, so erzählt Döppler a. a. O. nach Elich. Daemonomagia quaest 7: „Daß die Hexen Eier legen können bezeugt Elich, als der solches an einem Bauernweibe selber gesehen, welche von Stroh und Binsen ein Nest in ihrer Kammer gemacht, und sich darauf gesetzet, und wenn sie fertig, hätte sie die Eier, deren sie aber täglich nicht mehr als neune gelegt, aufgehoben und dabei gekeßet, als ein Huhn zu thun pflegt.“ Nach einem dänischen Aberglauben geht man auch dreimal um die Kirche, wenn man den Teufel rufen will. Mythol. 171.

34) Der Teufel sucht die Schatzgräber durch allerlei Schreckmittel zum Reden zu veranlassen, die Leute bleiben standhaft bis zur letzten Minute, wo sie am Ziele, ihre sich laut äußernde Freude nicht unterdrücken können. Ueberall in Niedersachsen weiß man von solch vorlauten Schatzgräbern zu erzählen.

35) Hier tritt ein Gespenst belohnend auf, doch erscheint es nichts desto weniger furchtbar, weicht weder rechts noch links aus (dies Geradeausgehen der Gespenster habe ich oft erwähnen hören, geht ein Gespenst unsichtbar auf Einen los und man führt einen Hund bei sich, so läuft der Hund, wenn er, wie es der Hunde Art, eine Strecke voraufgelaufen ist, ängstlich winselnd geradesweges auf seinen Herrn zurück, dann muß man schnell auf die Seite treten) als der Söltjer das Gespenst stechen will, thut es sehr kläglich und erklärt dem Mann, warum es umgehe; der Geist kann nämlich nicht zur Ruhe kommen, wenn der Körper nicht begraben ist. Daß die Geister ermordeter Menschen erscheinen, auf ihre Wunden deuten und auch wohl ihren Mörder anzeigen, ist eine sehr alte Vorstellung. Man erinnere sich der bekannten Anekdote bei Cicero Div. 1, 57.

36) Der Glaube, daß sich Hexen in Katzen verwandelten, war sehr allgemein, zahlreiche fliegende Sagen von solchen Verwandlungen sind in ganz Deutschland verbreitet; so wird auch die bei Emil Sommer S. 57 aus Wetin mitgetheilte Sage von dem Mühlknappen, der seiner in eine Katze verwandelten Meisterin eine Pfote abhaut, im Hildesheimischen erzählt, auch in Lüde bei Pyrmont, in Hörter und im Göttingischen fand ich diese Sage. Die Hexen sind als Katzen besonders furchtbar, sie verwunden

und tödten. Man soll des Nachts jeder Katze ausweichen. Wie die Hexen am liebsten in Katzen, so verwandeln sich die Zauberer am liebsten in Wölfe, diese Vorstellung kann bis auf die heidnischen Zeiten zurückgehen, der Wolf war dem Wuotan heilig und die Katze der Frouwa.

37) Wer „dem Gott der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse" diente, erhielt von ihm die Macht, solches Ungeziefer zu schaffen, am gewöhnlichsten sind es Mäuse und Raupen, düvelsrupen, elbe, böse dinger, schodderwürme, welche von den Hexen entweder durch einen coitus mit dem Teufel, oder unmittelbar aus Staub oder Unflath erzeugt werden. Hier macht eine alte Frau, von der nicht geradezu gesagt wird, daß sie eine Hexe gewesen sei, Frösche, die Frösche nehmen aber wider den Willen der Zauberin Oberhand, und werden dem ganzen Hospitale lästig. Wahrscheinlich verstand die „Altersche" (oldersche), weil sie keine vollendete Hexe war, den bändigenden Gegenzauber nicht und ging es ihr darum ähnlich wie Göthe's Zauberlehrling.

38) Dillen und Dust sind den Hexen sehr widrig. Dust ist Dostan, Wolgemuth, Oryganum, dies wird von den Hexen ganz besonders gefürchtet. Auch gegen Nixen hilft Dostan, vgl. Grimm, Sagen 1, 81. Doepler im Theatro poenarum, suppliciorum etc., führt auch Beispiele an, daß die Henker die in der Folter hängenden, ohnmächtigen oder schlafenden Hexen mit Dostan beräuchern, um sie wieder munter zu machen. Z. B. Th. 1 S. 401.

39) Straußfeder als Dämonenname kommt zwar oft vor, (Mythol. 1016) scheint aber im Hildesheimischen ganz besonders beliebt gewesen zu sein, denn nicht nur in der Sage, sondern auch in den Hexenprocessen (vergl. unten die Wünstedtsche) wird der „höllische Bräutigam" so benannt. Höchst interessant ist der gereimte Zauberspruch, womit die Hexe ihren Liebhaber citirt, es wird nur die abstrakte Zahl dreimal drei genannt, doch soll sie ohne Zweifel Etwas auf dem Dache und dem Zaune sitzends bezeichnen, wahrscheinlich Dämonen oder zauberische Thiere, welche die Höhe und den Umkreis des Hauses als Wächter besetzt haben, damit der con-

cubitus möglichst ungestört bleibe. Eigenthümlich ist hier das Gewicht, welches auf die Dreizahl gelegt wird, die Dreizahl ist sonst den Hexen widerlich (Mythol. 1056), man macht in der Walpurgisnacht 3 Kreuze an die Thüre, keine Hexe antwortet dreimal, auch macht man mit der Hand 3 Kreuze hinter einer Hexe her, spuckt ihr dreimal nach u. s. w. Es sind indeß in den Sagen und im Aberglauben derartige Unregelmäßigkeiten oder vielleicht Abweichungen von den ursprünglichen Anschauungen häufig, man vergl. z. B. die oben aus Mythol. 971 angeführte Stelle, wo man den Teufel durch dreimaliges Herumgehen um eine Kirche citirt. Das Sitzen auf dem Zaun kommt in vielen niedersächsischen Sagen und plattdeutschen Volks- und Kinderliedern vor, z. B. de wind dei weit, de hahne kreit, de voss sitt up'n tune. Dies Sitzen auf dem Zaun ist gewiß eine sehr alterthümliche Vorstellung, welche bis in die Zeiten hinaufreichen möchte, in welchen durch Mauern befestigte Städte noch selten, die Umzäunungen als Grenze und Festungswerk, aber noch weit häufiger waren. Der sassische, aus starkem Reisig derb geflochtene, und oben mit Dornen belegte Zaun ist ebenso alt wie die Pferdeköpfe an den Giebeln und die kleinen, in der Quere durchschnittenen Eingangsthüren unserer ältern Bauernhäuser. Auch kleinen Städten dienten oft nur Zäune und Pallisaden als wesentlichste Befestigung, man vergleiche den bei Kirchhof vorkommenden Spott über eine kleine Stadt: „Es mocht ein Städtlein sein wie Hewbach, da fraßen die Wölfe den Schultheißen auf dem Markt und die Bürger fielen über die Mauern, daß die Zäun krachten.“ Nachdem die Hexe ihren Zauberspruch gesprochen, tritt der höllische Bräutigam einen rothen Schein verbreitend, in grünem Jägerkleide in die Kammer. Oberflächlich betrachtet, erscheint der grüne Jägerrock, der in den Sagen und Processen in der Regel dem Teufel zugeschrieben wird, nur als ein Rock von schöner den Weibern imponirender Farbe, welchen der Teufel wählt, um seinen Schönen in besonders angenehmer Gestalt aufzuwarten; Jägerröcke und Uniformen werden ja bekanntlich noch heute von den Weibern gern gesehen. Indeß liegt dieser Anschauung doch wohl eine tiefere

Bedeutung zum Grunde, Grimm bemerkt schon bei den meist so lieblichen, den Feld- und Waldprodukten entlehnten Namen, womit die Hexen ihren Buhlen benennen, daß dieselben aus keiner teuflischen, sondern aus einer schuldlosen Phantasie hervorgegangen sein dürften, so kann denn auch die grüne Farbe, in welche sich vorzugsweise die Natur kleidet, bis auf einen heidnischen Naturcult zurückweisen, der mit der Einführung des Christenthums teuflisch wurde. Der Teufel, bei seiner großen Divinationsgabe, merkt, daß der Mann der Hexe sich nur schlafend stellt und sagt bildlich: es sind zwei Lichter (d. h. 2 Augen) zu viel, soll ich sie ausblasen? Doch der wachende Bauer kommt ihm zuvor und vertreibt ihn durch das Anrufen des heiligen Blasius. (St. Blasius war Bischof zu Sebaste, gestorben als Märtyrer 316.)

40) Die dummen Jungen verstehen jetzt nur Mäuse aus Taschentüchern zu machen, d. h. sie machen Figuren aus zusammengelegten Taschentüchern, welche wie Mäuse aussehen sollen. Zaubern können sie nicht mehr, sie sind „unewetten." Die Dämonomanie besonders der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zog selbst die Schulkinder mit in den Hexenspuk hinein, man sehe darüber Horst, Zauberbibliothek I., S. 219 ff.

41) Des Mäusemachens machten sich besonders Kinder schuldig. Schauderhaft ist die Vorstellung, daß der eigene Vater das achtjährige Töchterchen verbluten läßt. Die Seele des Kindes kann aber doch nicht zu Gnaden aufgenommen werden, „denn Gott verschworen auf ewig verloren", sagt der Rabe, der hier wieder als böser Höllenbote erscheint. Daß wenn Jemand stirbt und seine Seele nicht zu Gott kommen kann, Raben erscheinen, berichtet schon Cäsarius von Heisterbach I., 15: Ein Mönch war wieder ins weltliche Sündenleben zurückgekehrt, quicum moreretur tantus fuit circa domum ventorum, tanta super tectum multitudo corvorum, ut excepta una vetula, omnes de domo territi fugerent, et morientem desererent. Ecce quali morte moriuntur, qui a Deo recedunt. Der entsetzliche, alles Gefühl ertödtende Aberglaube, ging so

weit, selbst Kinder als Zauberer und Hexen hinzurichten, wie denn in dem berühmten Hexenproceß zu Mora, (1670) 72 Weiber und fünfzehn Kinder hingerichtet wurden. Vergl. Horst a. a. O. I. 212. Nach einer Hildesheimer Chronik wurde, wie Hormayer Jahrgang 1835 anführt, 1631 zu Steuerwald bei Hildesheim ein Mädchen von 16 Jahren hingerichtet, welches sich neben andern Teufelskünsten auch unsichtbar machen konnte, das Zaubern hatte es von seiner, schon früher verbrannten Mutter gelernt. Desgleichen ward in Hildesheim 1615 ein junger Mensch von 20 Jahren hingerichtet, welcher sich in eine Katze verwandeln konnte. Das Entsetzlichste aber ist wohl, was Hormayr Jahrgang 1833 S. 137 anführt: Im Monat März 1595 hat man ein Weibsbild, das Mausmägdlein genannt, welches allerlei Zauberei getrieben, Liebestränklein für Männer und Frauen gekocht, Ehemännern die Macht genommen, Frauen und Mägdlein ihre Erwählten im Spiegel gezeigt, in Regensburg in Verhaft genommen. Ein ganzes Jahr hindurch konnten die Juristen und Theologen nicht eins werden, ob man sie mit dem Leben zum Tod bestrafen soll? Der Rath dessen müde, ließ sie in den sogenannten Faulthurm werfen, wo sie verhungerte und verfaulte.

42) Daß man durch das bezeichnete Zählen der Reife am Butterfaß, das Buttermachen hindern kann, erwähnt auch die gestriegelte Rockenphilosophie im 4. Hundert S. 273. Ergötzlich ist es, daß der striegelnde Aufklärer am Schlusse seiner Kritik hinzuzusetzen für nöthig findet: „Im Uebrigen aber ist, nach einer nur ohnlängst selbst gemachten Probe, dieser Punkt ganz falsch und salva venia erlogen.“

43) Diese lebensvolle und charakteristische Sage gehört sicher, wie 39, einer Zeit an, in welcher Zauberei und Hexenunfug die Phantasieen aufs lebhafteste beschäftigten. Der Vorgang spielt auf der neustädtischen, braunschweigischen Straße, auf der Neustadt trieb nun auch die im nachfolgenden Hexenproceß auftretende Wünstedtsche ihr Wesen. Es hängt diese Sage vielleicht mit der Geschichte der Wünstedtsche zusammen, welche zu ihrer Zeit die Gemüther angelegentlichst beschäftigte

und von Ueberlieferung zu Ueberlieferung, Straße, Personen und Scenerie verändernd, sich immer sagenhafter ausbildete. Dafür, daß diese Sage durch historische Facta angeregt ist, sprechen die vielen bestimmten Details, die genauen Orts- und Personenbezeichnungen, der Löffelhändler, welcher die Hexe beim Zaubern überrascht u. s. w Ein besonderes Interesse hat diese Sage besonders deshalb, weil sie uns plastisch, verschiedene Acte des Zauberns, wie es durch Wort und Geberde geschah, vorführt. Die Hexe tödtet durch das Verkehrtumdrehen eines Haspels und durch Anspeien die Schweine ihres feindlichen Nachbars und und hext ihm hinterher das Fieber an, indem sie ein ihm entwandtes Werkzeug (Ort, d. i. Pfriem) abwechselnd ins Feuer und ins Wasser hält, wobei sie die merkwürdigen Reime spricht. Was das derwit derweit derwit derwolt bedeuten soll, vermag ich nicht zu erklären, wahrscheinlich ist es eine im Laufe der Ueberlieferung entstandene Corruption von Wörtern, welche ursprünglich einen Sinn hatten. Versohlen ist ein scurriler, plattdeutscher Ausdruck für Abprügeln und liegt hier vielleicht auch eine witzige Anspielung auf das Handwerk des feindlichen Nachbars darin. Hest mek nich umsüs versohlt d. h. hast mich nicht umsonst geschlagen, bekommst jetzt deinen Lohn dafür.

44) Wie schon im Texte bemerkt, habe ich die Geschichte des zauberischen Treibens und der Hinrichtung der Wünstedtsche unter die Sagen aufgenommen, weil hier fast Alles, was sich von abergläubischen Vorstellungen über Hexen und ihren Verkehr mit dem Teufel vorfindet, im engen Rahmen eines kleinen, aber deutlichen und lebendigen Bildes zusammengefaßt ist. Wir verdanken diese auch sittengeschichtlich sehr anziehende Ueberlieferung, dem hildesheimischen Chronisten Oldekopp, welcher bemerkenswerthe Begebenheiten seiner Zeit mit vorsichtiger Kritik und glücklicher Darstellungsgabe aufzeichnete. Leider ist das Originalmanuscript der Oldekoppschen Chronik in der Beverinischen Bibliothek zu Hildesheim nicht vorhanden, es soll dasselbe sich in irgend einer englischen Bibilothek befinden, die Beverinische Bibliothek besitzt nur einen 1668 vom Pastor Bothfeld angefertigten Auszug, der aber, so viel sich aus der Gleichmäßigkeit in

Styl und Sprache schließen läßt, sehr getreu sein mag. Schon im Jahrgang 1850 Nr. 1 des Hildesheimer Sonntagsblatts gab ich eine Uebersetzung der vorliegenden Begebenheit, in welcher jedoch einige Uebersetzungsfehler untergelaufen sind, welche ich in dieser zweiten Version berichtigt habe. Einige Namen habe ich aus Rücksicht auf noch in Hildesheim lebende und diese Namen führende Familien, durch Buchstabenverwechselung leicht abgeändert. Die Schlußworte finden sich schon bei dem keuschen Oldekopp in lateinischer Sprache und habe ich dieselben unverändert stehen lassen.

Eine umfassende Erklärung der in dieser Erzählung enthaltenen wunderbaren Vorgänge und hexenhaften Züge hier zu versuchen, würde zu weit führen, ich verweise deshalb auf das vortreffliche Werk von Soldan, in welchem außer den neuen, aufhellenden Schlaglichtern, welche der Verfasser über die Hexenprocesse, diese Nachtseite unserer Geschichte, fallen läßt, auch das Bedeutendste, was andere Forschung in dieser Materie geleistet hat, wissenschaftlich und mit wackerer, freimüthiger Gesinnung zusammengestellt ist. Nur möchte ich bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß die Verfolgung des eingebildeten Verbrechens der Zauberei, welches Verbrechen ja schon im jüdischen und griechisch-römischen Alterthum als todeswürdig galt, auch im frühern Mittelalter lebhafter war, als man gewöhnlich annimmt. Bei der vorherrschenden Lebendigkeit des Aberglaubens im Mittelalter und den üblichen grausamen Todesstrafen, ist auch die Bestrafung der Hexen mit dem Scheiterhaufen, ohne Zweifel häufig genug vorgekommen. Schon Horst trat mit dem Entgegenhalten von Thatsachen der Ansicht entgegen, als ob erst durch die bekannte Bulle Innozenz VIII. und durch den Hexenhammer die Hexenprocesse in's Leben gerufen wären. Jene Bulle und jener Malleus brachten nur mehr System in die längst herkömmliche und übliche Verfolgung und Inquisition, gleichwie die Carolina weder neue Verbrechen noch neue Strafen erfand, sondern nur das im Mittelalter längst übliche, dem damaligen Rechtsgefühl entsprechende Inquisitions- und Strafverfahren zum Object hat. Die mittelalterlichen Chroniken wissen zwar mehr von Ketzerhinrichtungen als von Hexen-

processen zu erzählen, doch muß man hier in Anschlag bringen, daß die irrêre, die man ûf einir hurt burnen (deutsche Predigten des 13 u. 14 Saec v. Leyser, Quedlinburg 1838, 80, 1) soll, zugleich als Zauberer angesehen wurden, da das Verbrechen der Ketzerei das der Zauberei involvirte, denn wer von Gott und seiner orthodoxen Lehre abfiel, gehörte damit eben zu den Dienern des Fürsten der Finsterniß, zu den Teufelsbündnern. Zudem sagt der Sachsenspiegel ausdrücklich: (edit: Gärtner 1732 S. 188) swelch christemann unglaubig ist oder mit Zonbere umgeht, oder vergiftnisse unde des verwunden wirt, den sal man uf der hurt burnen; und lange genug vor der Bulle Innozenz VIII. notirt, (wie Dreyer, antiquarische Anmerkungen über einige in den mittlern Zeitalter in Deutschland üblich gewesenen Leibes- und Ehrenstrafen, Lübeck 1792 S. 19 mittheilt) ein Lübbesches Malefizbuch zum Jahr 1422 „Alke Tinsche quam in der herrn hechte umme Towerye, bekennt uppe der recke (Tortur, Leiter) in pine der slingen, dat se geske römmels up verrade des düvels, de alse en pape to ehr quam, dat luchterne oge utgetövert hadde. dat ordel ys tom füer. Diese wenigen Worte geben in Kürze Anklage und gewöhnlichen Hergang (durch die Folter zum Scheiterhaufen) der spätern Hexenprocesse, welche uns die verbreitetere Druck- und Schreibekunst in größerer Zahl überlieferte. Allerdings steht fest, daß sich nach Innozenz Bulle die Hexenprocesse mehrten, bis sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts jenen schauderhaften Culmmationspunkt erreichten, den wir trotz aller bisherigen Forschung noch immer nicht ganz übersehen können. Es scheint mir, daß man zu einer weiteren Erklärung jener furchtbaren Erscheinung doch auf die Ansicht Lambergs, (Criminalverfahren vorzüglich bei Hexenprocessen im ehemaligen Bisthum Bamberg) daß diesen Hexengeschichten, wenn auch nicht immer, doch oft „ein grober Wollustsinn zum Grunde gelegen habe, der in heimlichen Bachanalien und Orgien Befriedigung suchte“, mehr Gewicht legen müsse. Solch heimliche Wollustculte tauchen in allen Zeiten auf, ich erinnere hier nur an die Aussagen der Hispala bei Liv. 39, 13 und an die Paradiesbälle und heim-

lichen Muckerfeste der Neuzeit. Daß nun in jener, abergläubischen, verwilderten und sittenlosen Periode unserer Entwickelung, (besonders nach dem 30jährigen Kriege), in welcher die Hexenprocesse culminirten, heimliche Versammlungen von Männern und Weibern unter phantastischen Symbolen und Formen, um einer raffinirten Wollust zu fröhnen, wirklich stattfanden, ist besonders durch die Steiermärkischen Hexenprocesse, welche in dem unförmlichen, sogenannten historischen mit Urkunden belegten Roman, die Gallerin auf der Rieggersburg (Darmstadt, Leske 3 Bde.) behandelt sind, mehr als wahrscheinlich gemacht. Es möchten nun aber sogar auch entsetzliche Spuren vorhanden sein, daß besonders das männliche Personal, in einer Ueberreizung oder Uebersättigung an solchen Hexenorgien, schließlich ein teuflisch-wollüstiges Vergnügen darin fand, sein Opfer der Folterbank und dem Richtplatz zu überliefern. So erkläre ich mir zum Beispiel die Marterwuth des gräulichen Balthasar Voß. Es ist bekannt, daß raffinirte Wollust und Grausamkeit sehr nahe verwandt sind, ich erinnere z. B. an das, was Sueton Cap. 33 vom Caligula erzählt: Quoties uxoris, vel amiculae collum exoscularetur, addebat, tam bona cervix, simulac jussero, demetur. Quin et subinde jactabat, exquisiturum se vel fidiculis, de Caesonia sua, cur eam tanto opere diligeret. Wir haben ferner Beispiele, daß grausame Weiber ein wollüstiges Vergnügen darin fanden, Männer zu martern. Das Weib des Bischofs Badegisil entmannte oft Männer, schnitt ihnen den Bauch auf und multa alia inique gessit, quae tacere melius putavi, setzt Gregor v. Tours hinzu, der doch sonst keinen Anstand nimmt, die größten Gräuel zu erzählen. Auch möchte hier die fürchterliche Nadhasdy geb. Bathyori (Hormayr Taschenbuch 1825 S. 261, und Mittheilungen eines Mannes, der zu Lesen versteht S. 318, nach Thurotz, Jswansy und Wagners philosophischer Anthropologie) anzuziehen sein, zu deren unerhörter Mord- und Marterwuth auch wohl ein wollüstiger Kitzel angeregt haben mag. Welche Schandbuben die Hexenrichter häufig waren, hat Reiche in seiner Vorrede zu den gesammelten oder übersetzten Schriften über Zauberei nachgewiesen und es steht zu vermuthen, daß sie in vielen Fällen

gar nicht an die Schuld des Opfers glaubten, ja überhaupt über den ganzen Hexenglauben ihrer Zeit mehr oder weniger erhaben waren; sollten denn z. B. die Richter in den Nördlinger Hexenprocessen (das Ries wie es war und wie es ist von Weng und Guth, sechstes und siebentes Heft) so sehr an Bildung und Verstand unter ihrem Standesgenossen, den Zahlmeister Lemp, der zu den Jahren 1590—1594 bemerken konnte: „In diesen Jahren ist der Verstand in Nördlingen spazieren gegangen“, gestanden haben? Wie es bereits als ausgemacht anzusehen ist, daß die Habsucht der Richter die Hexenprocesse vielfach gefördert hat, so wird auch weitere Forschung es mehr und mehr darzulegen vermögen, daß an den Hexeninquisitionen auch eine raffinirte Wollust vieler Richter ihr teuflisches Vergnügen fand, zumal wenn man erwägt, daß nicht immer alte Weiber, sondern zumal in den spätern Zeiten der Culmination, auch junge Weiber und Mädchen im Beisein der Richter gefoltert wurden. Man vergleiche dazu, was bei Döppler a. a. O. Th. 1 S. 597 den torquirenden Scharfrichtern Schuld gegeben wird. In dem hier mitgetheilten Processe scheint indeß der Rath im Vergleich zu dem gewöhnlichen Verfahren, sehr ehrbar, schonend und vorsichtig zu Werke gegangen zu sein, die neustädtische Obrigkeit zaudert besonders lange, bevor sie gegen die sonst als ehrbare Frau bekannte Töversche einschreitet, bis dann die zur Hexerei verführte Diebshehlerin unaufgefordert Aussagen macht, welche den Rath (wahrscheinlich den Sammtrath) nöthigen, die Hexe in Haft und peinliche Untersuchung zu bringen. Daß eine Hexe wie hier die Wünstedtsche auf der Folter, besonders der Leiter, das Genick bricht, kam bei der Rohheit, womit die Henker in der Regel ihre Opfer behandelten, häufig vor.

45) Elbers, welcher die Schlacht bei Dinklar umständlich und malerisch erzählt, läßt den Bischof Gerhard, als er mit seinen Kriegern auszieht, sprechen: O beatissima virgo, hodie tuum erit eligere, utrum sub aureo vel stramineo tecto habitare velis. Unter denen, welche von den Siegern zu Gefangenen gemacht wurden, befand sich auch Bischof Albert von Halberstadt, dieser war ein guter Dialektiker (die scholastische Disputir-

kunst wurde damals noch mit großer Vorliebe gepflegt) der Bischof Gerhard dagegen ein guter Rhetoriker, darum sagten die Leute damals „Rhetorica superavit dialecticam“ oder „vernacula saxonum lingua“ klank ueberwant zank. Unter den Sagen von Pfarrdorf Eberholzen verräth die süßliche und gezierte Sage vom Scheidebrunnen unverkennbar sogenanten gelehrten Ursprung. Es ist augenscheinlich weiter nichts als eine neue Auflage von Pyramus und Thisbe, welche einmal von einem Prediger oder Studenten ersonnen sein mag, um den Namen Scheidebrunnen zu erklären. Der so benannte Brunnen hat wahrscheinlich früher irgend eine Grenze bezeichnet, ist eine Markscheide gewesen, so daß Scheidebrunnen oder Scheidelbrunnen weiter nichts bedeutet als Grenzbrunnen.

Märchen. Von Märchen hätte ich können eine große Menge anführen, ich habe aber nur die beiden vorliegenden ausgewählt, weil sie sich einerseits durch Eigenthümlichkeit auszeichnen, andererseits durch Ortsbezeichnungen u. s. w. etwas Sagenhaftes haben. Mullkönig soll wahrscheinlich heißen Molchkönig, das beschriebene, froschkalte Thier deutet auf eine Amphibie.

Schwänke. Unter dieser Rubrik hätte ich derbkomisches genug aufnehmen können, mußte mich aber beschränken, weil unsere Zeit, und das soll keineswegs ein Vorwurf sein, für den saftigen Witz, wie ihn vor drittehalb hundert Jahren etwa der Rollwagen und Frey's Gartengesellschaft brachte, keinen Geschmack mehr hat. Doch sind allerdings unter diesen hildesheimischen Anekdötchen einige, welche eine Zierde in dem bessern und witzigern Buche des Johannes Pauli „Schimpf und Ernst“ gewesen sein würden, ich erinnere die damit Bekannten nur an das Ergötzliche: „Fürstliche Gnaden daran sind die Kapuziner Schuld“ — —, indeß läßt sich auch das jetzt nicht gut wiedergeben und habe ich mich darum bis auf 5 damit begnügt, bereits gedrucktes, aus ältern, bis in die Zeiten des Narrenthums zurückgehenden, und dem größern Publikum weniger bekannten Büchern, mitzutheilen. Auch 6, der Lateiner, welchen Schwank ich nach einer mündlichen Mittheilung wiedergegeben habe, findet sich bereits ähnlich erzählt im dritten Bande der zeitkürzenden, erbaulichen Lust von Franz Pau-

lini (1697). In den monatlichen Unterredungen von Tenzel 1697 S. 796 wird dem Paulini nacherzählt: „Sehr lächerlich ist, was von einem ansehnlichen Abte zu Hildesheim erzählt wird, den auf dem Concilio zu Basel anno 1434 ein Cardinal vor einen Doctorem Theologiae ansahe und lateinisch anredete. Der gute Kautz wußte nicht, was er antworten sollte, kehrte er sich daher zu seinem Capellan und sagte: Quid respondeam ipsi, ne confundar? Der Capellan lispelte ihm in die Ohren: Nominate aliquot villas et castra circa Hildesiam. Has non novit Cardinalis, et ita vobis bene stabitis. (!!) Putabit enim, vos esse Graecum et cessabit a vobis. Das that der Prälat, und schwatzte von Stürwolt, Hase, Giesen u. s. w. Wie das der Cardinal hörte, fragte er den Capellan: Ob sein Herr ein Grieche wäre? Ja freilich, war die Antwort. Da machte der Cardinal einen großen Reverenz gegen ihn und nahm seinen Abschied." Das Fastnachtsspiel habe ich nach dem von Lüntzel in der Zeitschrift des Hildesheimer Museums, 1846 Bd. 1 besorgten Abdruck wiedergegeben. Der Bischof Johannes, Sieger bei Soltau, verspottet darin als Brillenmacher seine adeligen Feinde, welche ihm zu schaden suchen, am Ende aber selbst den Kürzern ziehen. Verspottete Gegner des Bischofs waren auch unter den Zuschauern und einer von Steinberg fand sich so verletzt, daß er das Schwert zog und dazwischen hauen wollte. Eine von Lüntzel a. a. O. angeführte Nachricht berichtet von diesem Spiel auch folgendes: Episcopus Johannes post relatam in ducato Luneburgensi victoriam, ut civibus suis festivitatem et satrapis perfidis poenam pararet, drama ludicrum agi curavit, cujus titulus „de Scheveklotli" sive „de Brillmaker", sub quo quidem nomine ipse latere voluit. Cives personas et partes ipsi sustinuerunt magnaque cum assensione egerunt et nomina eorum sigillatim expressa leguntur. Episcopus Johannes deinde rem totam in pariete ambitus, qui adjacet ecclesiae, depingi curavit. Unter Scheveklot hat man, wie Professor J. Müller a. a. O. darauf aufmerksam macht, ohne Zweifel wohl eine Kugel zu verstehen, welche geschoben wurde, ähnlich unsern Kegelkugeln, wie man denn auch noch heute in einigen Gegenden Deutschlands statt Kegel spielen, Kegel schieben sagt. Solche Schau-

spiele oder Liebhabertheater waren an fürstlichen Höfen im 16. Jahrhundert häufig, man sehe darüber J. Voigt, Fürstenleben und Fürstensitte im 16. Jahrhundert, bei Raumer, histor. Taschenbuch 1835 S. 266 ff.

Gebräuche. 1) Diesen merkwürdigen Brauch des Jupitersteinigens theilt schon in seinen wesentlichsten Zügen Grimm mit und weist es nicht ganz von der Hand, eine Beziehung zu dem zerstörten Donarcult darin zu finden. W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion S. 71 ff. erwähnt diesen und den ähnlichen Gebrauch in Halberstadt gleichfalls und erinnert, daß der aufgerichtete Pfahl, wie die Irmensäule, auf symbolartige Götterbilder deuten möchte. Der Consistorialrath Schuch, dem alle betreffenden Acten und Archive zugänglich waren, hat in den Beiträgen zur hildesheimischen Geschichte Alles zusammengestellt, was er über diesen Brauch auffinden konnte, ich habe dasselbe so getreu wie möglich wiedergegeben, und nur zu besserer Uebersicht einige Auslassungen und Umstellungen vorgenommen. Alle meine Bemühungen noch ein Mehreres, besonders mündliche Ueberlieferungen und Volksanschauungen von diesem Brauch aufzufinden, waren bis auf Folgendes vergeblich: Ein älterer Bauer äußerte auf Befragen, vom Jupiter wisse er nichts, doch erinnere er sich wohl von alten Leuten gehört zu haben, daß man in frühern Zeiten den falschen Judas auf dem kleinen Domhofe gesteinigt habe. Ein Bürger in Hildesheim wußte dagegen, „daß man vor alten Zeiten den Gott Jupiter auf dem Domhofe verehrt habe, der habe auf der Irmensäule gestanden und sei von Karl dem Großen herabgestürzt worden, den hartnäckigen Heiden zum Spott sei auf den Tag der Zerstörung des Abgotts das Umwerfen einer Säule immer wiederholt. Statt der heidnischen Säule habe dann auch der heilige Bernward († 1022) jene jetzt wieder auf dem Domhof aufgestellte Säule verfertigt, zu welcher jeder Christ aufschauen könne.“ Es ist hier die metallene, sogenannte Christussäule gemeint, welche jetzt auf dem großen Domhof steht. Sie zeigt die wichtigsten Momente aus dem Leben Jesu in Relief. Die Säule lag lange Jahre unbeachtet vor der Sakristei in der Michaeliskirche. Der letzte Fürstbischof

von Hildesheim, Franz Egon, trug Sorge für Erhaltung dieses Kunstwerks und durch seine Anregung erhielt dasselbe jetzt seine schöne, würdige Stelle. Cappe, welcher diese Säule in den Beiträgen zur Hildesheimischen Geschichte Bd. II. S. 90 beschreibt, gedenkt auch einer andern, wahrscheinlich heidnischen Säule von Marmor oder Alabaster im Kreuzgange des Michaelisklosters, über welche der Domherr von Harthausen schrieb: Die Struktur ist ganz simpel, ohne alle Zierrathen und Polirung. Die Geistlichen des St. Michaelisklosters behaupten Nachrichten zu haben, daß diese Säule im Holsteinischen gestanden haben soll, und dem Prono gewidmet gewesen wäre, welches Idol der Kaiser Otto hätte zerstören lassen, und die Säule dem Bernward geschenkt habe. Eine andere Nachricht über diese, nicht mit der Irmensäule zu verwechselnde Säule, giebt eine ebenfalls im zweiten Bande der Beiträge S. 14 angeführte Hildesheimische Chronik.

2) Ausführlicheres über den Mairitt findet sich im zweiten Bande der Mittheilungen für das Fürstenthum Hildesheim und die Stadt Goslar, S. 45. Das Wesentlichste aus diesem Abschnitt, nebst einigen Zusätzen ist hier wiedergegeben. Ueber die Bedeutung dieser Feste und ihre etwaige Beziehung zum deutschen Heidenthum vergl. W. Müller a. a. O. S. 140 ff.

3 u. 4) Wir finden hier den uralten, wohl bis auf die Periode des Heldenzeitalters zurückgehenden Brauch, eine Versammlung oder einen Auszug durch einen ausgehängten Schild anzuzeigen. Da zur Zeit des angeführten Gebrauchs nur Wenige des Schreibens und Lesens kundig waren, so deutete man den Zweck des Auszugs, der Versammlung u. s. w., durch ein auf den Schild gemaltes Bild an. Diese alte Sitte liegt auch den Aushängeschildern unserer Wirthshäuser und Geschäftslokale zum Grunde, und es ist darum weiter nichts als eine orthographische Grille, diese (besonders früher) schildartigen Bretter, welche die Firma angeben, das Schild zu schreiben, während Schild als Schutzwaffe der Schild heißen soll.

5) a. Die im Texte angeführten Brandischen Annalen, welchen die Beschreibung der hier angeführten Familienereignisse entlehnt ist, geben überhaupt ein anziehendes Bild des bürger-

lichen Lebens im sechszehnten Jahrhundert. Auch in der Bibliothek des Herrn von Westphalen zu Paderborn befindet sich ein aus mehreren Foliobänden bestehendes Diarium Brandissianum, welches die Jahre 1554—1614 umfaßt, es wäre zu wünschen, daß aus beiden Manuscripten ein Auszug durch den Druck veröffentlicht würde. Das Manuscript, welches mir zu Gebote stand, giebt außer Familiengeschichten auch reiche Beiträge zur Geschichte des noch damals üblichen Fehde- und Absagewesens, der Vergadderung der Landsknechte, der „Martinschen Händel", des Criminal- und Polizeiwesens u. s. w. Die unter 5) a beschriebene Hochzeit führt uns lebhaft die Wohlhabenheit und Prachtliebe der damaligen Geschlechterfamilien vor. In gleicher Kleidung kommen 40 Gäste zu Pferde allein von Einbeck und geleiten die Frauen und Jungfrauen, von welchen 13 Wagen besetzt sind; acht von diesen Wagen sind gesperrte Wagen, aus diesen haben sich später die Gutschen oder Kutschen entwickelt. Erst im sechszehnten Jahrhundert kommen diese bedeckten Wagen mehr und mehr in Gebrauch, doch bedienten sich noch immer nicht gern die Männer derselben, denn es galt für weibisch im Wagen zu fahren. Fürstliche Personen indeß verschmähen schon im fünfzehnten Jahrhundert, besonders auf Reisen den gesperrten Wagen nicht, so fuhr Friedrich III. 1474 in einem solchen Wagen nach Frankfurt, und in Schlagers Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, sind mehrfach Wiener Hofrechnungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert angeführt, in welchen „der mit Tuch oder Leder ausgeschlagenen Wagen und der Wagenhenxte" gedacht wird. Die gewöhnlichen gesperrten Wagen waren unförmliche, mit Leinwand überzogene Kasten, natürlich ohne Sprungfedern, vergl. Beckmann, Geschichte der Erfindungen Bd. I. S. 390 ff. Auch die Hildesheimer, welche die Gäste einholen, haben gleiche Kleidung, nämlich aschfarbene englische Wat, ihre Knechte aber damdorsch, d. h. vor dem Dammthor in Hildesheim verfertigtes Tuch. Vor dem Dammthor wohnten vorzugsweise die Tuchmacher, hier hatten schon im frühern Mittelalter vlämische Tuchmacher sich angesiedelt, welche schließlich durch ihre Betriebsamkeit den Brodneid der Hildes-

heimer so sehr reizten, daß diese um die Mitte des 14. Jahrhunderts sämmtliche Kolonisten niedermachten.

Gleiche Kleidung liebte man auch bei andern festlichen Gelegenheiten, so erzählt Brandis von einer Fastnachtslustbarkeit in Hildesheim, bei welcher eine zu erobernde Burg von Pappe die Hauptrolle spielte, daß die mit der Eroberung beauftragten jungen Gesellen alle gleiche Kleidung trugen, „wat rustich leit.“ Das Stürmen einer Papierburg, welche schließlich unter Feuerwerk verbrannte, scheint damals häufig vorgekommen zu sein, Hans Sachs giebt die poetische Beschreibung eines solchen Schauspiels, welches er in Nürnberg mit ansah.

b. Um eine Wöchnerin versammelten sich in den Nöthen die Weiber der ganzen Sippe und brachten einen tüchtigen Appetit und Durst mit. Die Hülfe der guten Frauen mag der Leidenden oft sehr lästig gewesen sein, denn bei Behandlung der Mutter sowohl wie des neugeborenen Kindes wurden eine Menge abergläubischer Gebräuche für nöthig erachtet. Vielerlei Kräuter werden gekocht, Segen, Gebete, Handauflegen und Besprechungen finden Statt, das neugeborene Kind wird bei einem Feuer von abgeschälten Lindenstöcken erwärmt. Die Sammlung altdeutscher Gemälde in der Kapelle zu Nürnberg bewahrt ein Bild, welches eine Wochenstube aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts mit den zahlreichen helfenden Frauen darstellt.

c. Auch bei Begräbnißfeierlichkeiten mußte Speise und Trank im Ueberfluß verabreicht werden. Der Leichnam wird vor der Beerdigung auf einer mit englischem Tuch belegten Bahre ausgestellt. Ausdrücklich wird hier der Sarg erwähnt, in welchen der Verstorbene gelegt wird; Reinöhl in seinen werthvollen, im sechsten Bande von Scheibles Kloster mitgetheilten, sittengeschichtlichen Beiträgen behauptet zu viel, wenn er meint, es habe bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die Sitte vorgeherrscht, den in Leinwand eingenäheten Leichnam ohne Sarg zu begraben. Es möchte dies mehr nur in ärmeren Familien vorgekommen sein. Särge sind sehr alt, wie uns die aufgefundenen Todtenbäume beweisen, auch haben wir aus dem frühern und spätern Mittelalter noch zahlreiche Särge, in welchen fürstliche oder andere vornehme Personen beigesetzt wurden.

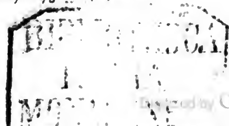
Das Einnähen des Leichnams fand Statt, auch wenn er in den Sarg gelegt wurde, Polydorus Vergilius hat einen Holzschnitt, auf welchem ein eingenäheter Leichnam dargestellt ist. Im Leichenzuge wird auch der Hengst des verstorbenen, streitbaren Burgemeisters geführt. Der Hengst trägt des Verstorbenen Schutz- und Trutzwaffen, unter diesen auch den Fausthammer, eine damals sehr beliebte Waffe. (Der Fausthammer war immer zur Hand; bei einer Wirthshausschlägerei, welche Brandis schildert, wird mit Rappieren und Fausthämmern drein geschlagen). Auf dem Sarge liegt der mit Fuchspelz gefütterte Staatsrock des Verstorbenen. Alle diese Sachen müssen um eine für die damalige Zeit bedeutende Summe eingelöst werden, man kaufte damit gleichsam den uralten Brauch ab, nach welchem die Sachen des Verstorbenen mit verbrannt, oder mit beerdigt wurden.

6) Der erwählte Bürgermeister erhält sehr reiche Geschenke, besonders an Speise und Trank, muß aber in Folge der großen Gastereien, welche er zu geben hat, fast Alles wieder drauf gehen lassen. Unter den Geschenken befinden sich mehrere Spangen; der mit aufgeführte Pfeffer hatte nicht mehr den Werth, wie im frühern Mittelalter, es blieb aber aus Liebe zum Herkommen noch lange üblich, unter andern Geschenken, auch eine Quantität Pfeffer zu geben. Pfeffer bildete im Mittelalter auch eine symbolische Abgabe zur Constatirung abgeschlossener Zollvergleiche. Der erste Bürger, welcher mit Waaren in einer Stadt ankam, mußte der Obrigkeit ein Pfund Pfeffer, ein Paar weiße Handschuh und ein weißes Stäbchen überreichen; vergl. Roth, Geschichte des Nürnbergischen Handels 1, 44.

7) Wie sich Gewohnheit und Herkommen überhaupt am längsten unter den Bauern erhält, so geben uns auch die noch unter ihnen üblichen Feste und Hochzeitsgebräuche manchen charakteristischen Zug aus der Vorzeit. Man kann, von unserm modernen Standpunkte aus, sagen, daß die mittelalterlichen Feste wesentlich einen bäurischen Charakter trugen. Selbst die „hövescheit“ in ritterlichen Kreisen würde den Anforderungen unseres heutigen geselligen Zartgefühls durchaus nicht entsprechen, man erinnere sich an Feste, wie sie de la Curne de St.

Palaye, und aus späterer Zeit, Hans von Schweinichen schildern. Die hier beschriebene Bauernhochzeit währt mehrere Tage, sie ist geräuschvoll und reich an Derbheiten, unter Speise und Trank müssen die „Tische brechen", die Hauptschüssel beim Hochzeitsschmauß, auf welchem um keinen Preis Kartoffeln gereicht werden dürfen, ist das echt mittelalterliche, mit Saffran zubereitete Gelbsott; das Beilager hat schon vor der Vermählung stattgefunden. In allen diesen Zügen haben wir Anklänge an die Art und Weise mittelalterlicher Vermählungsfeiern, welche als die bedeutendsten aller „hôchzîte", später den Namen Hochzeit vorzugsweise führten. Schon aus dem Nibelungenliede weiß Jedermann, daß die eigentliche Vermählung erst nach dem Beilager Statt fand, bis in die neuesten Zeiten erhielt sich nun dieser Brauch vielfach auf dem Lande. Nach der handlöffte, tritt bei den niedersächsischen Bauern wie schon Grupen (de uxore theotisca Göttingen 1748) bemerkt, die lendenlöffte ein, das ist der „auf der Verlobung anticipirte concubitus." Es ist noch in unserer Zeit im Hildesheimischen, wie wir von glaubwürdigen Männern erfahren, vorgekommen, daß nach dieser lendenlöffte, Verlobungen, propter impotentiam coeundi, von dem einen oder andern Theile wieder rückgängig gemacht wurden. Dieser jetzt mehr und mehr sich verlierende ländliche Brauch galt im Mittelalter selbst in den höchsten Kreisen, man vergleiche Fischer, die Probenächte der deutschen Bauernmädchen, Berlin 1780.

8) Für diesen Gebrauch weiß ich leider keine andere Quelle anzugeben, als das im Texte angeführte Göttinger Taschenbuch, wo derselbe S. 139 ohne alle Nachweise mitgetheilt ist. Ich selbst habe niemals von diesem Brauch gehört; es wäre zu wünschen, daß, im Fall dieser Brauch wirklich Statt hatte oder hat, ein Kundiger Näheres darüber veröffentlichte. Huhn und Hahn waren in der deutschen Vorzeit, als Opfergabe, Blutzehnten u. s. w., wichtige Thiere, in unsern Sagen treten Huhn und Hahn bedeutend hervor, auch mußten sie bei jeder solennen Mahlzeit aufgetischt werden. Bei festlichen Gelagen hochgestellter Personen waren Pfauhahn und Pfauhenne die Hauptzierde der Tafel und noch heute darf die Hühnersuppe auf keiner Bauernhochzeit fehlen.



Druck von Fr. Scheel in Kassel.



